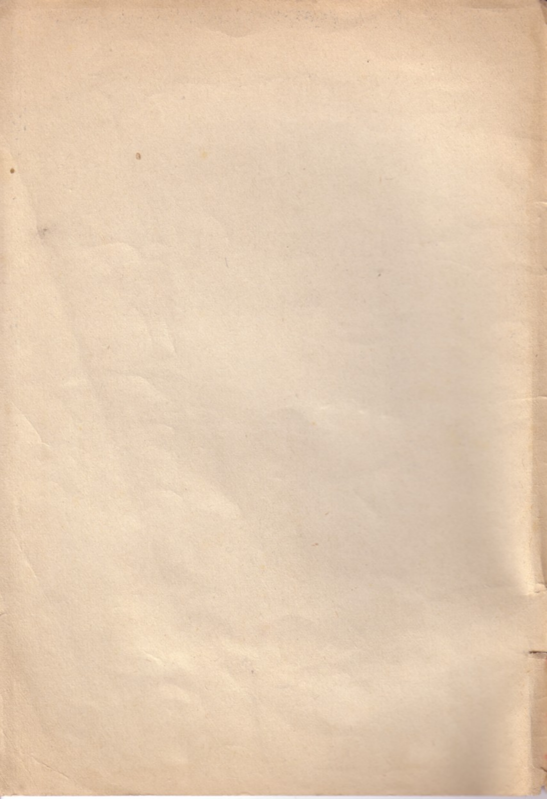
RUDOLF KINAU






TORNISTERSCHRIFT DES OBERKOMMANDOS DER WEHRMACHT
ALLGEMEINES WEHRMACHTAMT, ABT. INLAND

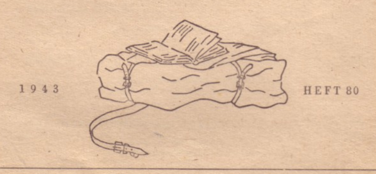


✠ NUR FÜR DEN GEBRAUCH INNERHALB DER WEHRMACHT ✠

RUDOLF KINAU

# KAMERAD UND KAMERADIN

1943



HEFT 80

TORNISTERSCHRIFT DES OBERKOMMANDOS DER WEHRMACHT
ALLGEMEINES WEHRMACHTAMT, ABT. INLAND

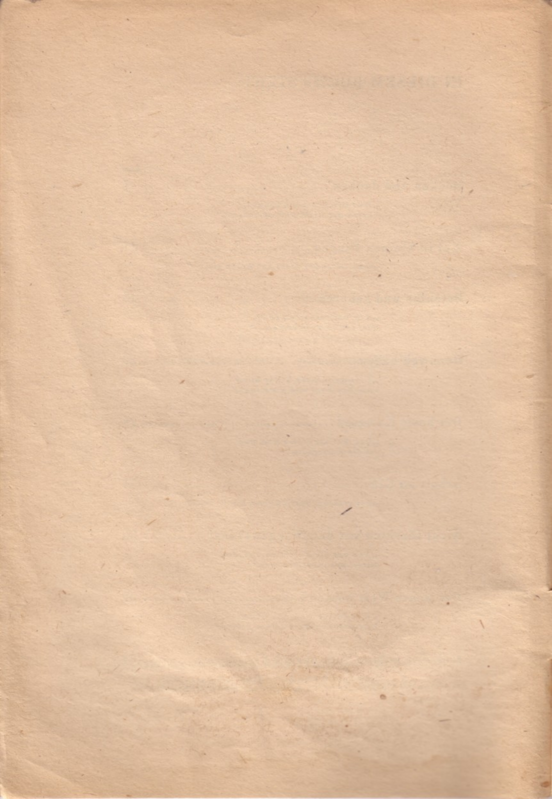
Gedanken und Worte

aus den Morgenfeiern im Deutschen Rundfunk

Originalausgabe und alle Rechte im Quickborn-Verlag Hamburg

Gesamtherstellung: Bibliographisches Institut AG., Leipzig

# IN DIESEM BUCHE STEHT:



# EIN WORT VORWEG

Kameraden im feldgrauen Rock!

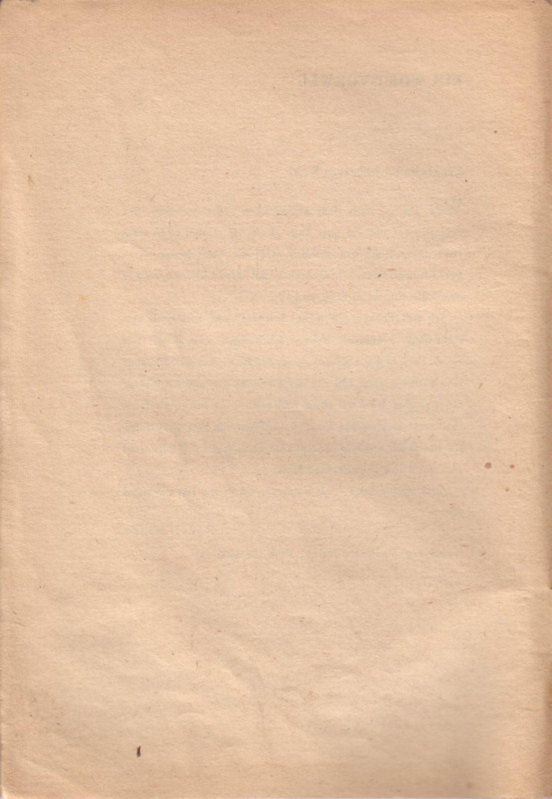
Wenn Ihr — nach langen Märschen oder zwischen den Schlachten — mal ein paar Tage „Ruhe" habt, und es ist während dieser Ruhe mal wirklich still um Euch herum, — — darf ich mich dann — in Gedanken, mit diesem kleinen Buch — eine halbe Stunde zu Euch setzen?

Ich will Euch gewiß nicht „belehren" und will Euch erst recht nicht „bekehren". Nein, — ich komme — als Bruder von Gorch Fock (Johann Kinau) — von der Wasserkante und komme vom Plattdeutschen und von der Fischerei her, und ich möchte nur mal eben bei Euch sitzen und möchte ein wenig mit Euch „klöhnen" und möchte Euch ein bißchen von den Leuten bei uns am Deich erzählen und möchte Euch fragen, ob Ihr wohl mitunter auch so denkt und fühlt.

Und möchte Euch — als Kamerad — froh und fest die Hand geben.

Rudolf Kinau

Hamburg-Finkenwärder, Frühjahr 1943



# DENKEN UND DANKEN

*„Was wir selbst tun können,
dürfen wir nicht Gott überlassen."*

Ein kleines Stück aus meiner Jugend möchte ich erzählen.

Aber vorher muß ich Euch etwas fragen, eine ganz große ernste Frage, — Ihr braucht sie mir nicht zu beantworten, aber Ihr solltet sie wenigstens ruhig anhören und solltet mal darüber nachdenken.

Ich frage Euch alle: „Könnt Ihr noch beten?"

Ja, natürlich könnt Ihr es, aber — Ihr tut es nicht, Ihr mögt es nicht, — ja — Ihr mögt das Wort „beten" nicht mehr hören.

„Beten", meint Ihr, heißt „bitten und betteln". Und „bitten und betteln" mögt Ihr nicht, — und — — braucht Ihr auch nicht, und — sollt Ihr auch nicht. — Nein. — Aber — es gibt ja auch noch ein anderes Beten. Wie ist es denn mit dem Denken und — Danken?

Ein kleines Stück aus meiner Jugend:

Auch mein erstes „Beten" war nur ein „Betteln" — bei der Mutter: „Gef mi dütt! Gef mi dat!" — Beim Vater und bei den Geschwistern: „Nehmt mi mit! Fot mi an!" — — Beim Weihnachtsmann: „Wihnachtsmann, du goode Mann, — hör mol, wat ick beden kann, — bring mi ook vel scheune Soken, — anner Johr will ick 't beter moken!" — Und auch beim lieben Gott: „Lieber Gott, mach mich fromm, — daß ich in den Himmel komm!" — „Vater, laß die Augen dein — über meinem Bette sein!"

Ach, ich hatte so viel — ich hatte so manches zu betteln und zu bitten, — immer wieder —

Aber dann wurde ich größer und kräftiger und bekam auch schon meinen eigenen kleinen Stolz: Wenn ich mir dieses oder das selber holen konnte, warum dann noch erst die Mutter bitten? — Wenn ich allein über den Deich und an die Elbe und ins Boot klettern konnte, warum dann noch erst hinter Vater oder hinter meinen Brüdern her betteln? — Nein, um solche Kleinigkeiten tat ich den Mund schon nicht mehr auf. Bei den Menschen nicht.

Aber mit dem lieben Gott war das eine andere Sache, — der konnte doch noch viel mehr, — der konnte alles, — und wenn man sich mit dem gut stand — —! Das wußte ich von meiner Mutter, — auch gerade jetzt wieder: Mutter war vier Wochen hindurch krank gewesen und war nun mit einem Male wieder gesund geworden, — — sie stand gegen Abend blaß und still vor

ihrem kleinen Garten, — der war nun ganz voll Unkraut und Brennessel, — die Blumen kuckten kaum noch aus.

„Mudder, wat dinkst du jüst?“ fragte ich leise.

„Ick —? Ach, mien Jung, — ick bed' — —.“

„Du bed'st —? Wat bed'st du denn? — Dat di de leebe Gott düsse Nacht all dat Unkrut utrieten deit —?“

Mutter schüttelte leise den Kopf: „Ach du —! Ne, mien Jung, — ick d a n k em blooß, dat ick wedder gesund worden bün. Bi dat Unkrut — doar goh ick morgen sülben bi.“

Und als ich sie ganz verwundert ankuckte: „Ober dat is denn doch keen Beden —?“ — Da sagte sie leise und fest: „Mit son Krom, mien Jung, — wat du sülben moken kannst, doar müß du den leeben Gott ne mit kommen! De hett ganz watt anners to doon.“

Ach so, — so war das also —? Auch „danken“ war schon „beten“ —? Und mit dem „Bitten“ war das so: Was man selber machen konnte, damit sollte man dem lieben Gott nicht kommen? Der hatte ganz was anderes zu tun —?

Ach, dann — dann wollte ich ihn auch gar nicht mehr so viel „bitten“. Dann wollte ich auch gar nicht mehr jeden Morgen „betteln“: „Nun sieh auf mich auch diesen Tag, daß mir kein Leid geschehen mag!“ — Ich konnte ja einfach s e l b e r aufpassen, daß mir keiner etwas tat und daß ich nicht ins Wasser fiel. — — Das mußte ich doch bald mal versuchen!

Und ich versuchte es gleich. Ich betete am nächsten Morgen nicht dieses Gebet, aber — ich paßte den ganzen Tag doppelt scharf auf. Und — es ging gut. Mir geschah kein Leid. Auch am nächsten und am übernächsten Tag nicht. — Es vergingen viele Tage und Wochen, und ich wurde immer freier und sicherer — und ließ das „Bitten“ und — vergaß das „doppelt scharfe“ Aufpassen.

Und dann kam ein Sonntag, ein herrlicher Sonnentag so zwischen Ostern und Pfingsten. Die Mädchen am Deich liefen mit Blumen, die Jungen spielten auf der Wiese „Stickpahl“ und „Suhl“. — Und ich — ich wollte mir eine „Drehbast“ machen.

Ich weiß nicht, Kameraden, ob Ihr so etwas kennt: Man löst von einem frischen Weidenzweig — etwas dicker als ein Besenstiel — den Bast in einer langen Spirale los und dreht ihn tütenförmig zu einem Trichter zusammen — und hat die schönste „Trompete“. — So ein Ding wollte ich mir machen, — riesengroß und — ganz allein. Und dann meine Brüder und meine Mutter damit überraschen.

Ich holte mir heimlich das scharfe Kartoffelschälmesser aus der Küche, schnitt mir aus der jungen Weide unten am Deich einen schönen paßlichen

Zweig, kletterte leise in unser kleines Boot und ließ mich mit der Flut und mit dem schwachen Südwind weit auf die Elbe hinaustreiben. Und saß nun stolz und stur und mutterseelenallein im Boot und schnitt mir meine Drehbast zurecht.

Ob mir nun der glatte, glitschige Zweig ausgerutscht ist, oder das scharfe Messer, oder beides zugleich, — — plötzlich fährt mir die Spitze des Messers eben oberhalb der Hand in den Arm, — in die Innenseite des linken Armes, — tief hinein. Ein Strahl heißen, roten Blutes schießt heraus, — schießt mir über die Hand, über das Knie, — — ich habe — — ich habe mir die Pulsader aufgeschnitten!

Das erste ist natürlich — Messer und Zweig hinwerfen und die Wunde — und die Ader — mit der rechten Hand — mit dem Daumen der rechten Hand — abdrücken und zuhalten so gut es geht.

Das zweite ist — — — ja, was ist das zweite? Was soll ich tun? Was kann ich machen? — — — Um Hilfe rufen? — Hat keinen Sinn, — das Ufer ist eine halbe Seemeile weg, und es ist weit und breit kein Fahrzeug und kein Mensch zu sehen. — Beten? Ja, beten! — Aber was? — Daß der liebe Gott mich schnell an den Deich und zum Arzt bringt —? — Ob ich das — nicht auch noch selber kann —? Vielleicht hat der liebe Gott gerade etwas anderes, etwas ganz Wichtiges zu tun —?

Aber ich kann ja nicht selber und allein —! Ich habe ja keine Hand frei. Ich darf doch die Wunde nicht loslassen. Das Blut quillt und drängt auch so noch immer unter meinem Daumen hervor.

Abbinden den Arm —? Ja, abbinden! — Aber womit? — Ich habe nur ein dickes Tau im Boot, und das sitzt an beiden Enden fest zwischen Anker und Ring. — Abbinden —? Mit dem Bast? — Ja, mit dem Weidenbast! — Aber wie denn? — Ich darf doch die Pulsader nicht freigeben, — ich weiß ja gar nicht, wieviel Blut ich eigentlich habe und wieviel ich noch verlieren darf. — Und doch, es geht nicht anders, — es muß sein! — Nur schnell muß es gehen!

Ich lasse den Arm los. — Warmes rotes Blut schießt mir wieder über die Hand, über die Füße, — ich reiße den langen Streifen Bast hoch, schlage ihn fünf-, sechsmal fest — ganz fest — um den Arm, — verknote ihn mit den Zähnen so gut ich kann, halte die Hand weitab vom Körper — schräg nach oben, — nehme mit der rechten Hand den Riemen (das Ruder) und wricke — so doll und so schnell ich kann mit einem Arm — zurück zum Deich. Das Blut quillt und tropft immer noch, aber ich beiße die Zähne zusammen und — halte durch. Und komme ans Ufer. Und jage den Deich hinauf. Und rufe in die Haustür hinein: „Mudder, — ick hebb mi in 'n Arm sneden, — ick

loop gliek no 'n Dokter!" Und stürme wie wild den Deich entlang und zum Arzt. — — — —

Als meine Mutter eine halbe Stunde später in das kleine Hinterstübchen des Doktors eintreten durfte, — ganz leise und blaß kam sie herein, — da lag ich still und matt, mit dick verbundenem Arm in einem großen Lehnstuhl — und kuckte schon wieder nach den kleinen weißen Wolken am Heben und nach dem blühenden Kirschbaum im Garten.

Mutter stand lange neben mir. Dann faßte sie leise meine Hand: „Wat dinkst du jüst, mien Jung?"

„Oach, — nix!" sagte ich nur.

Und ich kann mich heute noch ärgern, daß ich so feige war, — sogar meiner Mutter gegenüber! Daß ich nicht die Wahrheit sagte! Daß ich nicht auch frei und offen bekannte: „Ich b e d', Mudder. Ick d a n k em doar boben. dat he — — dat he mi Kraft geben hett, mi sülben to hilpen!"

*

Weiter wollte ich nichts davon erzählen. Und ich brauche wohl auch nichts weiter zu sagen. Ihr wißt, was ich meine.

Es gibt auch heute noch für uns alle, — auch für Euch, — viele — große und kleine — Aufgaben und viele — große und kleine Stürme und Gefahren. — Wir wollen ihnen nicht ausweichen, sondern wollen ihnen ruhig und fest entgegentreten. Wollen nicht „bitten und betteln", wollen nicht gleich „Gott damit kommen", wenn wir mal in Not oder Bedrängnis geraten, — sondern wollen immer erst versuchen, uns allein — mit eigener (von Gott gegebener) Kraft hindurchzukämpfen und hindurchzubeißen.

Nur was wir selbst nicht tun können, das — wollen wir Gott überlassen!

Es bleibt auch d a n n noch genug für i h n z u t u n, und für u n s — genug zu denken und zu d a n k e n.

*Morgenfeier am 12. Dezember 1937. Reichssender Hamburg, Saarbrücken, Königsberg, Stuttgart, Frankfurt, Landessender Danzig*

## MUT IN KLEINEN DINGEN

*„Und setzet Ihr nicht das Leben ein,*
*nie wird Euch das Leben gewonnen sein."*

Ich war wohl elf oder zwölf Jahre alt, da ging ich mal mit meinem Vater um den Sommerdeich draußen an der Elbe, und da trafen wir da einen Tagelöhner, – der war schon recht alt und hatte ein verkrüppeltes Bein, – der stand da und stützte sich auf seine Schaufel. Und als wir näher ran kamen, sagte mein Vater leise zu mir: „Da steht Peter Stülken, – das ist ein großer Held, den kuck dir man mal genau an!" – Na, ich tat das auch, ich kuckte ihn mir ordentlich an, – Vater sprach noch ein paar Worte mit ihm. Und als wir an ihm vorbei waren und weitergingen, da kriegte ich das Lachen: „Was sagst du, Vater? – Das ist ein Held?" – „Jo, mien Jung!" – „Danach sieht er mir aber gar nicht aus!" – „Ne –? Was meinst du denn, wie ein Held aussehen muß?" – „Na, – groß und stark, – und auch ganz andere Augen, und – – – –" „Und eine laute prahlige Stimme", meinte Vater, „und einen großen Orden auf der Brust, – wat?" – –

Ich wurde still und nachdenklich: „Wieso ist er denn ein Held, Vater? Was hat er denn getan? Ist er mit im Krieg gewesen und hat – –? –" „Nein, das nicht, aber – er ist vor zehn Jahren – mit seinem verkrüppelten Bein – ganz allein – auf Händen und Füßen – mehr als hundert Meter weit über das junge dünne Eis der Süderelbe gekrochen – und hat zwei Kinder, die beiden Jungens von seinem ärgsten Feind, aus dem Wasser geholt und wieder an den Deich gebracht, – obwohl er selbst sonst niemals auf dem Eis war – und auch nicht schwimmen kann." – „Ach –?" sagte ich leise, „und darum ist er nun – –?" – „Darum ist er für mich ein Held, ein richtiger großer Held, – denn er hat sein Leben eingesetzt, um andere zu retten!"

Wir gingen langsam weiter. Erst nach einer ganzen Zeit fragte ich: „Hättest du das denn nicht auch getan, Vater?" Vater zog die Schultern: „Ich weiß nicht, – – hinterher möchten wir alle gern, daß wir es getan hätten, – aber – ob wir es tun, wenn es plötzlich mal darauf ankommt, – – wer weiß –?"

Das Wort ist mir lange nachgegangen. – „Ob wir es tun – wer weiß?" Und weil ich es auch gern von mir wissen wollte, wartete ich nun immer auf irgendeine Gelegenheit, um meinen Mut zu prüfen. Aber ich konnte lange Zeit hindurch nichts machen, – es geschah nichts bei uns, – es rief keiner um Hilfe, und es griff mich auch niemand an, daß ich mich hätte wehren

müssen. — Und als ich selber losging und kleine Kämpfe und kleine Gefahren suchte, lief mir alles gegen den Strich: das dünne Brett, das ich mir über den breiten Graben gelegt hatte, brach durch, und ich konnte mich nur mit großer Mühe wieder herauskrabbeln. Mit unserem kleinen Boot und dem vollen Segel — bei steifer stürmischer Brise — kippte ich um. Aus der jungen Pappel am Deich fiel ich kopfüber in den Schlick. — Es lief mir alles „zugegen".

Aber dann eines Tages — so gegen Abend — war doch mal eine gute Gelegenheit, sich als Held zu zeigen: Es zog ein Gewitter herauf, es donnerte und blitzte, und es fing auch schon an zu regnen, — und plötzlich waren die Pferde des Müllerwagens durchgegangen, kamen im scharfen Trab und ohne Kutscher den Deich entlang, und der Deich war schmal und schmierig, und da waren auch ein paar Kinder —

Ich kam gerade aus der Haustür und — sah es. Ich hatte keine Ahnung von Pferden und wie man sie am besten zum Stehen bringt, — aber ich dachte an den alten Tagelöhner auf dem Eis — und sprang dem einen Pferd von der Seite her in den Zügel und hielt es fest, — brachte sie beide zum Stehen und hatte im nächsten Augenblick die Peitsche des Müllerknechtes um die Ohren, — der hatte hinter dem Kutscherbock unter dem Regenverdeck gesessen, hatte nur durch einen schmalen Schlitz geschielt und hatte seine Pferde traben lassen, um schnell nach Hause zu kommen, — und war nun wütend, daß ich ihm in den Zügel gefallen war. —

Mit meinem „Held sein" war es wieder nichts.

Erst später — viel später — ist es mir nach und nach aufgegangen, daß man auch in anderen — in kleinen unscheinbaren Dingen des Alltags seinen Mut festigen und schärfen kann. — Man braucht gar nicht immer auf irgendeine Gefahr oder auf einen Kampf oder einen Hilferuf zu warten. Es geht auch anders. —

Wie ich das meine? — Jä, — paß mal auf:

Nehmen wir mal an, — du bist in einer kleinen fröhlichen Gesellschaft, und plötzlich fängt einer an und erzählt ein paar faule und schmierige Witze oder singt ein zweideutiges Lied, — ich denke doch, daß du so etwas nicht hören magst, — steh doch mal auf und sage laut und fest zu dem Erzähler oder Sänger: „Du solltest dich was schämen, solltest du! Und ihr anderen auch, daß ihr über solchen Dreck noch lachen mögt!" — Es gehört etwas Mut dazu, — ja, — aber — du hast ja auch Mut oder — möchtest welchen haben.

Oder nehmen wir mal an, — du bist zu einer großen Feier eingeladen und es wird reichlich Alkohol getrunken und wird auch dir immer wieder an-

geboten — mit dem alten verlogenen Hinweis, daß du ja überhaupt kein „Kerl" wärst, wenn du das nicht mal vertragen könntest, — — ich denke doch, daß du kein Freund vom „Zu-viel-Alkohol-Trinken" bist, — — reck dich doch mal auf und sage: „Nein, ich trinke das Zeug nicht! Ich trinke nur, wenn ich Durst habe, und dann trinke ich Wasser!" — — Es gehört etwas Mut dazu, aber — — du hast ja auch Mut oder — möchtest welchen haben. —

Oder nehmen wir mal an: Du bist in einen Kreis hineingeraten, in dem man über Gott und über jede Religion lästert und lacht, — — ich denke doch, daß du kein leerer Spötter und Gottesleugner bist, — — wirf doch mal den Kopf in den Nacken und sag es ihnen frank und frei ins Gesicht: „Behaltet eure Weisheit für euch und laßt mich damit zufrieden! Ich glaube an Gott — so fest, wie ich an Deutschland glaube!" — Es gehört etwas Mut dazu, aber — du hast ja auch Mut oder — möchtest welchen haben.

Oder nehmen wir mal an — es wird irgendwo von irgendeinem Prahlhans und Schwätzer — altklug und abfällig und gemein von den Mädchen — von allen Mädchen — gesprochen, — ich denke doch, daß du so etwas nicht liebst, — — hau doch mal auf den Tisch und frage den Angeber und Ehrabschneider, ob er denn nicht auch eine Mutter hätte — oder eine Schwester — und ob er in deren Gegenwart genau so prahlen und lügen würde! — — Es gehört etwas Mut dazu, aber — du hast ja auch Mut oder — möchtest welchen haben.

Oder nehmen wir mal an, — du bist mit deinen Kameraden beim fröhlichen Spiel oder Sport, draußen im Freien, und es geht eine ganz alte, arme häßliche Frau vorbei, oder ein alter krummer Mann mit einem langen grauen Bart geht vorüber, — und deine Kameraden machen hämische und boshafte Bemerkungen oder abgedroschene billige Witze, — — — ich denke doch, daß du so etwas nicht mitmachst, — — fahre deinen Kameraden doch mal fest und forsch über den Schnabel und sage: „Laß die alten Leute zufrieden! Die sind früher auch mal genau so jung und frisch gewesen wie wir, — und wir werden noch mal genau so alt und stümperig wie sie! Und wer weiß, ob nicht der eine oder andere von uns später auch wieder so einen Bart trägt —? — Warum soll denn nur der ein richtiger Mann sein, der keinen männlichen Bart trägt —?" — — — Es gehört etwas Mut dazu, denn deine Kameraden werden dich auslachen, aber — du hast ja auch Mut — oder möchtest welchen haben.

Oder nehmen wir mal an, — —

Nein, — ich brauche wohl nichts mehr zu sagen, — du weißt schon, wie ich es meine, — und du wirst schon selbst jede passende Gelegenheit wahrnehmen, um deinen Mut — auch in kleinen Dingen — zu prüfen und zu zeigen.

— Nicht immer erst hinterher denken: „Ich wollte, ich hätte es getan und hätte so und so gesagt!“ Sondern es kurz entschlossen tun und sagen!

Auch das „Mutig-und-tapfer-Sein“ muß man üben und lernen, und man muß — wie in jedem anderen Fach — bei kleinen und einfachen Dingen anfangen, — dann — und nur dann — kann man später auch in großen ernsten und gefahrvollen Dingen mutig und tapfer sein und kann und wird — wenn es mal darauf ankommt — das Höchste tun, was es hier auf Erden zu tun gibt:

Sein Leben einsetzen, um andere zu retten, — oder um Volk und Vaterland zu schützen!

*Morgenfeier am 3. April 1938. Reichssender Hamburg, Köln, Breslau, Stuttgart, Berlin*

# BEFEHLEN UND GEHORCHEN

*„Nur wer gehorchen kann,*
*darf später auch befehlen."*

Wenn ich auch mal ein paar Worte über „befehlen und gehorchen" sagen darf, dann möchte ich das am liebsten in meiner Muttersprache tun und möchte nur plattdeutsch mit Euch sprechen. Schade, daß Ihr es nicht alle versteht!

Wie klar und einfach klingen schon gleich diese beiden Worte „befehlen" und „gehorchen" im Plattdeutschen. Wenn wir bei uns an der Wasserkante sagen wollen: „Er hat über uns zu befehlen", – dann sagen wir: „He hett uns wat to seggen." – Ist das nicht schon gleich der richtige Begriff von einem Führer, wenn er vor der Front steht und hat uns was zu sagen, kann uns etwas geben –?

Und wenn wir im Plattdeutschen sagen wollen: „Er kann nicht gut gehorchen", – dann sagen wir: „He will ne eulich hürn." – Auch das – meine ich – ist klar und einfach, denn wenn ich nicht „richtig hören will", was mein Führer mir „zu sagen hat", dann kann ich ihm auch nicht folgen.

Zu den früheren Begriffen „Vorgesetzter" und „Untergebener" paßte sehr gut das hochdeutsche „befehlen und gehorchen", – zu den heutigen Begriffen „Führer" und „Gefolgschaft" paßt aber eigentlich viel besser das niederdeutsche „was zu sagen haben" und „richtig hören wollen".

Ich will nun aber keine Predigt und keinen Vortrag halten, – ich möchte nur mal wieder ein kleines Stück aus meiner Jugend, aus meiner Rekrutenzeit erzählen:

Ich fuhr nach meiner Schulzeit sieben Jahre zur See, machte dann mein Steuermannsexamen und meldete mich im Sommer 1908 bei der Matrosendivision in Kiel – als Einjährig-Freiwilliger. Mit mir am gleichen Tage noch etwa hundertzwanzig andere Seeleute, alle mit Steuermannsexamen, – darunter viele, die auch schon als Steuermann gefahren hatten, – fünf oder sechs von ihnen hatten sogar schon Kapitänsexamen.

Wir wurden sofort untersucht, eingekleidet, auf die Stuben verteilt, – und standen am nächsten Morgen schon – mit neuem weißem Arbeitszeug und schweren Stiefeln – korporalschaftsweise auf dem Kasernenhof. Ich war in der zweiten Korporalschaft. Und dann ging das Exerzieren los. Es fing langsam an, aber es wurde von Tag zu Tag schwerer und ungemütlicher.

Unser Unteroffizier – er war erst vor einigen Wochen von der Infanterie zur Marine überwiesen – war nicht zufrieden mit uns. Wir waren ihm zu steifbeinig, zu unbeholfen und auch viel zu dickfellig. Er fand immer wieder einen oder zwei Mann unter uns, die etwas verkehrt gemacht hatten, die geschlafen, gedöst, die nachgeklappt oder sich bewegt hatten. Er schnauzte und schrie uns an. Wir mußten uns zwanzigmal hinlegen und wieder aufstehen – mitten im dollsten Dreck. Wir mußten mit vorgestrecktem Gewehr in halber Kniebeuge sitzen – bis wir umfielen. Wir wurden gehetzt und geschliffen von morgens bis abends. Und – wurden immer dickfelliger und immer verstockter.

Keiner von uns hatte Freude am Dienst. Keiner von uns tat, was er konnte. Jeder versuchte, sich soviel wie möglich zu drücken, ja – sogar, sich soviel wie möglich gegen den Unteroffizier aufzulehnen. Der fühlte den Widerstand und wurde immer noch schärfer und schappiger.

Wir waren abends wie aus dem Wasser gezogen, naß von Schweiß und Dreck. Und hatten eine Wut im Balg – zum Platzen. Der Unteroffizier genau so, – schnallte sich sein Extrakoppel um und ging in die Stadt.

Und wir saßen auf den Schemeln zwischen den Betten und hielten Schiffsrat, – Verschwörung. Wir wollten uns das nicht länger gefallen lassen. Wir nicht! Wir wollten irgend etwas aufstellen, – wir konnten uns nur noch nicht einig werden: was.

Zwei oder drei von uns waren sofort bereit, – sie wollten den Unteroffizier abends im Dunkeln draußen aufpassen und windelweich dreschen, ganz einerlei – was danach käme. Vier oder fünf waren dafür, daß wir uns morgen beim Appell alle gemeinsam beschweren wollten. – Hin und her gingen die Vorschläge.

„Den möchte ich mal als Leichtmatrosen an Bord haben“, sagte einer von uns, „dem wollte ich die große Schnauze schon stopfen!“ – „Den hätte ich auf meiner letzten Reise mithaben mögen“, meinte ein anderer, „bei Kap Horn, im Sturm, oben auf der Rah!“

„Ja, Jungs, – nun nicht erst wieder abschweifen! Wir müssen uns einig werden, was wir machen wollen. – Was meinst du denn eigentlich, Hartmann? Du hast noch gar nichts gesagt.“

Hartmann war wohl der älteste von uns, ein ruhiger, ernster Seemann aus Oldenburg, – seit vier Jahren Steuermann auf einem Frachtdampfer, seit zwei Jahren mit Kapitänsexamen.

Hartmann war beim Strümpfestopfen. Er hängte seinen Strumpf über die Bettkante und sah uns alle der Reihe nach an.

„Ich will euch mal was sagen!“ sagte er. „Ich will euch mal eine Ge-

schichte erzählen, eine wahre Geschichte, die ich selbst mit erlebt habe: Ich habe mal zwei Jahre hindurch als Junge auf einem Finkenwärder Fischkutter gefahren, auf einem nagelneuen Fahrzeug. Das gehörte zu gleichen Teilen zwei fast ebenso gleichen Brüdern, — sie waren nur im Alter ein Jahr auseinander. — Sie hatten beide das Patent zum „Schiffer auf kleiner Fahrt". Sie kannten beide die Nordsee und ihre Fischerei inwendig und auswendig. Sie waren beide laut und lebhaft und wußten ihre Meinung wohl durchzusetzen. Aber — sie waren auch beide bei der Marine gewesen und wußten, was „Befehlen" und „Gehorchen" bedeutet. — Sie wußten, daß diese beiden Dinge nicht unter- oder übereinander stehen — wie Herr und Knecht, sondern auf gleicher Höhe nebeneinander — wie Ebbe und Flut, wie Tag und Nacht.

Zwei Schiffer auf einem Fahrzeug, — das ging nicht. So sagte denn der jüngere zu dem älteren Bruder: „Du übernimmst das Kommando, und ich gehorche."

„Ja", sagte der ältere, „aber — nicht für immer. Wir wollen es umgehen lassen, oder — nein — wir wollen losen, — wir wollen jedes Jahr wieder neu auslosen: Wer befehlen und wer gehorchen soll!"

Sie losten. — Das Los ernannte den jüngeren Bruder zum Schiffer und den älteren zum Knecht. — Sie lachten beide und gaben sich fest die Hand. Und — sie hielten es durch — ein ganzes Jahr. Und fischten und fuhren gut dabei. Der Jüngere wußte sein Kommando ruhig und sicher zu geben, — der Ältere verstand, schnell und willig zu gehorchen.

Als das Jahr um war, entschied sich das Los für den älteren Bruder. Der Jüngere freute sich: „Also gut, nun bist du der Schiffer! Fein!"

„Ja", sagte der Ältere, „nun bin ich der Schiffer, und du bist der Knecht, — und du mußt alles tun, was ich dir sage. Und ich befehle dir hiermit, daß du auch für dieses — für mein Jahr das Kommando wieder übernimmst!"

Und sie gaben sich wieder fest die Hand und — hielten es durch. — Und sie halten es heute noch so. Und fischen und fahren gut dabei. — Es ist eine Lust, bei ihnen an Bord zu sein und mit ihnen zu segeln — Tag und Nacht!"

Hartmann schwieg und sah nach der Uhr: „Ich glaube, es wird dann auch langsam Zeit, daß wir in unsere Betten kommen."

„Wir müssen uns aber erst noch einig werden", fing einer wieder an, „was wir mit unserem Unteroffizier machen wollen. — Ich bin immer noch dafür, daß wir uns morgen alle gemeinsam beschweren. — Bist du mit dabei, Hartmann?"

„Ich will euch mal was sagen", sagte Hartmann, — „wenn ihr noch nicht gemerkt habt, wie ich darüber denke, dann — muß ich euch mal was fragen: Warum sind wir eigentlich hier? — — Wir wollen freiwillig unser Jahr bei

der Marine abdienen. — Gut. — Wollen wir nun steifbeinige, schwerfällige Seeleute bleiben? Oder wollen wir auch — so bald als möglich — frische, forsche Mariner werden? Die ihre Knochen und Knarre zu gebrauchen wissen und die auch ihren Posten ausfüllen, wenn es mal darauf ankommt? — — Na, also! — — Um das zu können, müssen wir doch gewiß noch allerhand lernen und üben. — Das können wir aber nur, wenn einer befiehlt und die anderen gehorchen."

„Ja nu, Hartmann, — das wissen wir wohl, aber — dieser Kerl hier, dieser Unteroffizier, — der überhaupt noch nicht draußen gewesen ist, — der keine Ahnung hat von der Seefahrt und vom Leben, der vielleicht noch niemals — —"

„Ruhig, Jungs!" sagte Hartmann. „Laßt mich mal ausreden: Dieser Kerl hier, dieser Unteroffizier — ist vielleicht noch nie draußen gewesen, — ne, — er hat keine Ahnung von der Seefahrt und vielleicht auch keine Ahnung vom Leben, — mag sein, — aber das, was er uns hier beibringen soll: Laufen und hinlegen, Griffe kloppen, exerzieren, — das kann er, — das versteht er — zehnmal besser als wir. — Keiner von uns könnte so die Kommandos geben. Keiner von uns könnte so dieses oder das — vormachen und erklären. — — Oder meint ihr, wir müßten hier als Korporalschaftsführer einen alten Segelschiffskapitän haben? — Oder einen Navigationslehrer? — — Na also! — — Was wollen wir denn eigentlich? — Warum fügen wir uns denn nicht willig unter sein Kommando? — Warum denn immer so mürrisch und langsam und dickfellig? — Wir machen doch nur ihm und uns das Leben schwer und verleiden uns den ganzen Dienst!"

„Ja, aber, Hartmann, — du mußt doch selbst zugeben, daß es so nicht weitergeht!"

„Nein, — so kann es nicht weitergehen!" sagte Hartmann und sah uns wieder alle der Reihe nach an: „Ich will euch mal was sagen: Laßt uns doch mal morgen — anstatt uns alle gemeinsam zu beschweren, — laßt uns doch mal morgen alle gemeinsam — unser Bestes tun, aber wirklich unser Bestes! — Alle scharf aufpassen, — laufen und flitzen so gut, wie wir es können, — und eiserne Disziplin halten bis zum Letzten! — — Mal sehen, was er dann sagt! — — Wenn er uns dann auch noch anbrüllt und uns schleifen will, — — dann — — ja, dann bin ich mit dabei, daß wir uns — gemeinsam beschweren. — — Gute Nacht, Jungs!"

„Gute Nacht, Hartmann!"

Wir kletterten still in unsere Betten und lagen noch lange wach.

Als der Unteroffizier uns am nächsten Morgen musterte, — fand er — das erste Mal — nichts zu mäkeln. — Als er eine halbe Stunde mit uns herumexerziert hatte, ließ er uns in Linie zu zwei Gliedern antreten: „Sagt mal,

Jungs, — was ist mit Euch los? — Warum klappt es denn heute alles? — Warum nicht auch schon gestern und vorgestern?"

Wir standen alle wie aus Eisen. Keiner zuckte mit der Wimper. Aber wohl jeder von uns dachte bei sich: Weil es uns erst heute Nacht klar geworden ist, warum Befehlen und Gehorchen sein müssen.

Wir wurden in einer Woche die beste Korporalschaft vom ganzen Zug. Wir hatten Freude am Dienst und am Soldatenleben. Und — wir hatten auch den besten Unteroffizier.

Kameraden! — Wo Ihr auch steht — ob oben oder unten, — im Dienst oder im Beruf, — — Wenn Ihr mal nicht recht klar kommen könnt — mit dem Gehorchen, wenn Ihr mal meint, daß der — der vor der Front steht und Euch „was zu sagen" hat, ungerecht und kurzsichtig ist, — — dann — seid doch nicht gleich selber auch kurzsichtig und ungerecht ihm gegenüber! — Denkt doch mal schnell — wenn es gar nicht anders gehen will — an die beiden Brüder auf dem Fischkutter — und an meinen Kameraden Hartmann, der vier Jahre als Steuermann fuhr und dann wieder freiwillig — frei und willig — ein kleiner dummer Rekrut wurde — — und der uns das damals so schön und so einfach sagen konnte, was „Befehlen" und „Gehorchen" bedeutet.

„Nicht über- oder untereinander", sagte er, „wie Herr und Knecht, — sondern auf gleicher Höhe nebeneinander wie Ebbe und Flut, wie Tag und Nacht!"

*Morgenfeier am 7. Februar 1937. Reichssender Hamburg, Königsberg, Stuttgart, Frankfurt*

# HEIMWEH HABEN

*„Heimweh ist ein heilig Band
zwischen Herz und Vaterland."*

Fast jedesmal, wenn wir vom Reisen oder von einer Ferienfahrt oder von einem Lager sprechen, und es fällt das Wort „Heimweh", — dann steckt Ihr — beinahe alle — die Nase in die Luft — und schüttelt den Kopf und — lacht.

Warum tut Ihr das, Kameraden? Kennt Ihr das Wort „Heimweh" nicht? Oder versteht Ihr es nicht? Habt Ihr selber noch nie Heimweh gehabt?

Schade! Denn dann muß ich annehmen, daß Ihr entweder noch nie längere Zeit von zuhause weggewesen seid — oder daß Ihr keine wirkliche Heimat habt, — oder daß Ihr — — ja, ich muß es so sagen, wie ich es denke, — — daß Ihr mit Absicht eine herrliche, eine wunderfeine Blume in Euch zertrampelt und zertreten habt, nur weil Ihr Euch dieser Blume schämtet, — weil Ihr sie nicht aufkommen und nicht blühen lassen wolltet.

Ich will Euch keinen Vorwurf machen, Kameraden, — ich weiß ja, wie es kommt: Wenn ein kleines Kind nach der Mutter bettelt und streckt die Arme nach ihr aus und weint, — dann lächeln wir — alle zusammen.

Und wenn ein kleiner Junge oder ein Mädel aus einem andern Dorf oder aus einer anderen Landschaft — leise und mit blanken Augen von seinen Eltern und Geschwistern erzählt und plötzlich stockt und nicht mehr weiter kann, — dann lächeln wir auch. Wir sollten es eigentlich nicht tun, aber wir — sind dann oft selber etwas verlegen und wissen uns nicht anders zu helfen.

Wenn aber ein großer, ausgewachsener Mensch, ein reifer und ernster Mann, Heimweh nach seinem Dorf, nach seiner Heimat, nach seinem Vaterlande hat, — — dann soll und darf keiner darüber lachen oder lächeln und die Nase rümpfen! Keiner! Auch Ihr nicht, Kameraden! Ihr am allerwenigsten!

Denn — Heimweh ist etwas anderes als ein mutloses Wimmern und Klagen. Und auch etwas anderes als ohnmächtige, stumpfe Verzweiflung. —

Heimweh ist niemals ein „Zeichen von Schwäche" und ist auch keine „Gefühlsduselei". Heimweh ist immer das sicherste Zeichen einer großen seelischen Kraft, einer festen unlösbaren Verbindung zwischen der Heimat und ihren Menschen.

Heimweh — meine ich — steht auf derselben Stufe — und hat auch den

gleichen Wert — wie Liebe und Vertrauen und Hoffnung und Glaube, — denn das schließt immer auch ein paar von diesen hohen Dingen in sich ein. — — —

Als ich das erste Mal von meiner Mutter vom „Heimweh-Haben“ hörte, war ich noch ein kleiner Deichjunge und konnte mir noch nicht viel dabei denken. Aber ich merkte bald, daß es etwas Schönes und Schweres zugleich sein mußte, denn — wenn meine Mutter das Wort „Heimweh“ sagte, dann sagte sie es immer ganz leise und ganz ernst und kuckte auf ihre kleinen hart gewordenen Hände.

Von meinem Vater erzählte sie uns: Er hätte mit vierzehn Jahren — gerade als er das erste Mal „von Haus“ und „nach See“ gehen wollte — seinen Vater und seinen ältesten Bruder verloren — und als er von seiner ersten langen Seereise zurückgekommen wäre, und sie hätten das erste Mal wieder in einem deutschen Hafen festgemacht, da hätten seine beiden jüngsten Brüder — etwa sieben und zehn Jahre alt — Hand in Hand an der Pier gestanden und hätten gesagt: „Nach Hause brauchst du nicht mehr hin! Da ist keiner mehr. Mutter ist schon ein halbes Jahr tot, — und wir sind jetzt hier bei Onkel Tiet.“ — — „Euer Vater ist dann aber doch noch mal eben hingefahren“, sagte Mutter, „und hat eine ganze Stunde auf dem Friedhof und am Grab gestanden — und ist dann wieder — mit einem großen Segelschiff auf zwei Jahre nach draußen gegangen. — — Was er da wohl für Heimweh gehabt hat —!“

Und von ihrem Bruder erzählte sie uns: Der wäre mit achtzehn Jahren nach Amerika ausgewandert und wäre nun schon zehn Jahre „drüben“, und ließe so selten etwas von sich hören. „Er tut mir so leid“, sagte Mutter, „er wird vor lauter Heimweh nicht schreiben mögen.“ — „Vielleicht geht es ihm ja aber auch ganz gut“, meinte meine Schwester, „vielleicht hat er ja gar kein Heimweh.“ — — „Dann tut er mir noch mehr leid“, sagte Mutter leise, „denn dann ist er ja ganz arm! Wenn er nicht mal Heimweh hat, — dann bleibt ja überhaupt nichts mehr!“

Und aus ihrer eigenen Jungmädchenzeit erzählte Mutter: Sie wäre fünf Jahre hindurch alle vierzehn Tage — einen um den andern Sonntag — wäre sie ganz allein und zu Fuß zu ihren Eltern gegangen, — — „zwei Stunden hin und drei Stunden zurück“ — — nur um mal wieder einen halben Nachmittag in „ihres Vaters Haus“ zu sein, — und das wäre doch nur eine kleine ärmliche, strohgedeckte Kate gewesen. — — „Der Weg hin — war immer das Schönste“, sagte Mutter. „Da gingen meine Beine so schnell, daß ich mitunter kaum mitkommen konnte. — Der Weg zurück — war viel länger, — nicht weil ich keine Lust mehr hatte, sondern weil ich mich dann immer wieder umkucken

mußte und weil ich auch ab und an mal eine ganze Strecke rückwärts ging — solange unser Dach und unsere alte Pappel noch in Sicht waren. — Nachher ging ich dann etwas schneller und freute mich schon wieder auf den übernächsten Sonntag."

„Wer immer zu Hause und in seinem Dorf bleiben kann", sagte Vater mal, „der hat es gut, — aber er weiß es nicht. — Wer weit weg und in der Fremde ist und kennt das Heimweh nicht — das schöne stille „Sich-nach-Hause-Sehnen", — das ist ein armer Teufel, — auch wenn er es gar nicht merkt. — Wirklich reich und glücklich sind nur die, die lange draußen waren und richtiges Heimweh hatten — und wieder nach Hause kommen!"

So viel also ungefähr — wußte ich schon vom Heimweh, als ich noch kurze Hosen an hatte und noch gar nicht „aus der Kate raus" gekommen war. Aber wie es nun eigentlich war, dieses Heimweh, — und ob und wie es mich einmal selber packen würde, das wußte ich noch nicht.

Aber, — Kameraden, — ich will es Euch ruhig sagen: Es hat mich gepackt. Mehr als einmal. Und es ist immer schwer und schön gewesen. Und hat mich jedesmal traurig und reich gemacht. So reich, daß ich alles Leid und Weh schnell wieder vergessen hatte.

Ich könnte Euch viel erzählen — von langen dunklen Nächten, — von Nebel und Sturm auf dem Meer, — von zerrissenen Netzen und zerfetzten Segeln, — von schlechtem Fang und trostloser Fahrt, — von bleierner Stille und schweren Gewittern auf der See. — Und auch aus dem Kriege könnte ich Euch von manchem Heimweh berichten: auf dem kleinen einsamen und ewig tanzenden Vorpostenboot — und an der unheimlichen aufreibenden Front vor Verdun — und in dem stillen Lazarett in der Pfalz, — — da — glaube ich — war es am schlimmsten und am schönsten. — —

Ihr müßt mich nun aber nicht falsch verstehen, Kameraden! Ihr müßt nicht denken, daß ich — mitten im Sturm oder mitten im Kampf — oder sonst in irgendeiner Not oder Gefahr — nach meiner Mutter jammerte und so schnell wie möglich nach Hause wollte! — Nein, — ganz anders! — Mitten im Sturm, — in der dunkelsten Nacht, — im tollsten Lärm — im größten Schmerz — sah ich mein Elternhaus und meine Insel und hörte die Sprache meiner Heimat und die Rufe meiner Brüder und fühlte ein paar treue Hände — und wußte, wofür ich hier stritt und stand — — und merkte, daß ich Heimweh hatte — — „schön und schwer" — und war „traurig und reich".

Aber davon will ich heute nicht reden. Ich will Euch nur noch von einem Sonntagabend in New York erzählen: Es war im Sommer 1925. Ich hatte — zufällig — zwei junge Deutsche aus Schleswig-Holstein getroffen. Und war

mit ihnen durch die end- und lichtlosen Geschäftsstraßen der unteren Stadt gegangen. Und die beiden hatten mir — laut und stolz und fast ein wenig prahlerisch — alles gezeigt, was in der großen Geld- und Welt- und Wolkenkratzerstadt das Ankucken wert ist, — und hatten mich mit all ihren Zahlen und Vergleichen — müde gemacht.

„Alles gut und schön", sagte ich, „aber — ich habe nun genug davon. — Nun möchte ich noch eine Stunde — nach draußen — und möchte mit euch am Deich sitzen!"

„Am Deich —?" Sie lachten mich aus und schüttelten den Kopf: „Hier in New York — am Deich?"

Aber ich ließ nicht locker und blieb bei meinem Vorschlag: „Eine Stadt, die am Wasser liegt und Ebbe und Flut hat, die muß doch irgendwo — und sei es noch so weit draußen — einen grünen Deich haben! Oder hohe einsame Dünen!"

„Deich — oder Dünen? Nein, das haben wir hier nicht", sagte der eine. Und nun wurden sie plötzlich beide still und ließen die Arme hängen. „Hier ist alles nur Hafen und — hohe Häuser." „Stahl und Stein und — Lärm — und weiter nichts."

„Aber hier wird doch wohl irgendwo — eine schöne stille und schattige Gastwirtschaft sein, — wo wir still zusammen sitzen und ‚klöhnen' können —?"

Sie schüttelten wieder den Kopf: „Nein, — sowas haben wir hier auch nicht." — — „An der nächsten Ecke ist ein kleiner sogenannter Park", meinte der eine. — „Mit zwei total verstaubten Büschen und drei kahlen Bäumen", sagte der andere bitter, — „und auf jeder Bank sitzen zwanzig Mann und lesen ihre Zeitung." — — Und wieder standen sie beide und wußten nicht, was sie anfangen sollten.

„Kommt, Jungs!" sagte ich. „Wir suchen uns einen Platz." Wir gingen ein paar Häuser weiter und setzten uns neben einen Torweg auf eine kleine Steinmauer. Und saßen da eine ganze Zeit. Und sagten kein Wort.

„Beinahe wie — bei uns am Deich!" meinte der eine — und wollte lachen, — aber das Lachen blieb ihm in der Kehle sitzen.

„Ihr müßt mir nun mal was von euch erzählen", sagte ich, „aber nicht — amerikanisch, sondern — deutsch!"

Sie merkten, was ich meinte. Und ganz langsam — Stück für Stück — packten sie aus: Bauernsöhne aus Dithmarschen, — zwanzig und zweiundzwanzig Jahre, — vor anderthalb Jahren, im tollsten Wirbel der deutschen Geldentwertung, angelockt vom weltbeherrschenden Dollar, über den „großen Teich" gefahren, — monatelang ohne feste Arbeit, — nun aber schon bald ein ganzes Jahr in einer Keksfabrik, als ungelernte Arbeiter, zwischen lauter

Ausländern, – fremde Rassen, fremde Sprachen, keiner verstand von seinem Nebenmann ein Wort, – Tag für Tag zehn Stunden bei Lampenlicht im geschlossenen Raum vor einem glühenden Ofen, bei vierzig Grad Hitze, – und – gleichmäßig wie eine Maschine – immer ein und dieselbe Handbewegung machen: Die Kuchenplatte aus dem laufenden Band auffangen, den Rand öffnen, den Kuchen zerteilen und dann – zur Seite in den Blechkasten tun, – – nächste Platte, – herausnehmen, – Rand öffnen, – zerteilen – und in den Blechkasten. Zehn Stunden. Tag für Tag. Für einen Lohn, der kaum zum Leben reichte.

„Aber Jungs, –?" sagte ich. „Was soll denn das –? Warum geht ihr denn nicht wieder zurück und nach Hause?"

„Weil wir – – –, weil sie uns das damals schon im Hause gesagt haben, – wir würden ja doch – – über kurz oder lang – würden wir Heimweh kriegen – und würden ganz von selbst zurückkommen, – auch ohne einen Sack voll Geld."

„Und – damals habt ihr darüber gelacht", sagte ich leise und ernst, „und nun – wollt ihr euch nicht beugen – –!"

Sie starrten beide vor sich hin.

„Höchstens ein halbes Jahr noch", sagte der eine, – „dann ist es mir alles egal, – laß doch die Leute im Dorf sagen, was sie wollen! – Von denen hat das doch keiner mitgemacht! – Denn sollen sie doch auch nicht darüber reden!"

Wir saßen wieder lange steif und wortlos da. Es wurde Abend, und die Straßen wurden stiller.

„Ob die Sonne wohl schon – untergeht?" fragte der eine. Der andere zuckte die Achseln: „Bei uns – zu Hause – geht sie schon bald wieder auf –!" „Ja, – unser Hahn – – Herrgott noch mal! Wie lange habe ich keinen Hahn mehr gehört –!"

Ich sah nach der Uhr und stand auf und gab ihnen die Hand: „Soll ich – wenn ich in vierzehn Tagen wieder in Hamburg bin – soll ich mal hinfahren – und soll eure Eltern und Geschwister grüßen?"

„Ja!" sagten sie beide. „Sei so gut!"

„Soll ich ihnen erzählen, – – wie es – um euch steht?"

„Nein!" sagte der eine und kniff die Fäuste zusammen und drehte den Kopf zur Seite.

„Doch! Ja!" sagte der andere. „Sage es ihnen! Sage ihnen alles! Und – mein Vater – oder mein Bruder – soll mir Geld schicken – für die Rückreise, – – ich will es als Knecht oder – meinetwegen auch als Tagelöhner –

wieder abverdienen — bis auf den letzten Pfennig! — Wenn ich nur — hier weg — und wieder nach Hause kann!"

*

Kameraden! Eine ganz große Bitte: Wenn in Eurem Kreise wieder mal das Wort „Heimweh" fällt, — dann hört es mal mit anderen Ohren als bisher, — hört mal den vollen tiefen Klang von „heim" und „Weh" heraus — und laßt das überlegene Lächeln und Naserümpfen sein! Es paßt wirklich nicht zu Euch. Es paßt nicht zu Euren Liedern, es paßt nicht zu Euren Reden, es paßt nicht zu Euren Feiern, und es paßt auch nicht zu Eurer — Liebe und Treue zu Volk und Vaterland.

Denn gerade diese Liebe und Treue heißt für alle, die draußen — oder doch fern der Heimat — sind, „Heimweh".

„Heimweh ist ein heilig Band
zwischen Herz und Vaterland."

## DER BESTE KAMERAD

*„Des Mannes bester Kamerad ist die Kameradin."*

Wir wollen heute eigentlich nicht von der „Liebe" sprechen, — davon und darüber wird schon viel zu viel geredet und gesungen — und gelacht und gelästert, — — wir wollen heute mal offen und ehrlich miteinander über „Kameradschaft" sprechen — und zwar über die höchste und schönste Kameradschaft, zwischen Junge und Mädel, zwischen Mann und Frau.

Ich glaube, wir müssen uns dabei aber frei und fest in die Augen sehen und müssen klar und einfach sagen, wie wir es meinen.

Wir wollen mal ganz von vorne anfangen, so wie es wohl bei uns allen auch — ganz von selbst — anfängt oder angefangen hat: Bis zum dreizehnten oder vierzehnten oder fünfzehnten Jahre sind für uns alle Jungen und Mädel — wenn auch nicht gleichwertig — so doch gleichgültig. Wir wissen noch nichts von Freundschaft und Liebe. Wir spielen alle durcheinander, — wir necken und streiten und schlagen uns, wie es uns gefällt.

Aber dann kommt es so mit der Zeit, daß wir zu den Mädchen doch schon etwas anders sind als zu den Jungen. Und bald auch so, — daß wir ein Mädchen lieber leiden mögen als die andern. Wir wissen selbst nicht: warum. Sie hat vielleicht gar nichts Besonderes an sich, aber wir mögen gern in ihrer Nähe sein und sie sehen und sie sprechen und lachen hören. Und wir denken uns allerlei aus und bilden uns noch viel mehr ein und sind mächtig stolz, wenn sie nur mal ein bißchen freundlich mit uns tut.

Es ist nicht immer — gleich das erste Mal die richtige. Die erste ist vielleicht mit uns im gleichen Alter und sieht schon bald über uns hinweg nach den größeren Jungs. Und auch wir merken mit der Zeit — es kann sogar sein, daß wir es mehr als einmal merken und meinen —, daß ein anderes Mädchen noch viel frischer und fröhlicher ist. Aber es bleibt doch immer so, daß nun eine für uns die beste, die allerbeste ist — und daß sich all unser Denken und Wünschen immer nur um diese eine dreht.

Und dann kommt — vielleicht erst nach Jahren voll heimlicher Sehnsucht und seliger Freude — kommt endlich das große unfaßbare Glück: Wir dürfen — Hand in Hand — mit dieser Einen, mit der Schönsten und Besten, vor ihren Eltern — und auch vor unseren Eltern — stehen — und dürfen auch Hand in Hand — frei und fest — vor unsern Herrgott treten und ihn um seinen Segen bitten. — Und dürfen uns ein eigenes Nest bauen. — Und dürfen mit-

einander versinken in lauter Freude und Licht und Sonne — durch Tage, — durch Wochen, — durch Monate, — vielleicht auch durch Jahre.

Aber es kommt bei jedem von uns — oder doch bei fast allen — kommt mal ein Tag, kommt mal eine Zeit, — da können wir das Licht und die Sonne nicht mehr ertragen, — da mögen wir die Freude und das Glück nicht mehr. — Wer jeden Tag spiegelglatte See hat und hat immer nur einen blauen Himmel über sich, — der sehnt sich bald nach Wind und Wolken oder gar nach einem Sturm. — Wer Tag für Tag Kuchen — und immer nur Kuchen kriegt, der möchte gern mal ein Stück trockenes Schwarzbrot haben oder möchte lieber mal hungern.

Und so kommt denn — wohl bei uns allen, bei den Männern wie auch bei den Frauen — kommt ein Tag oder kommt eine Stunde, — da ist plötzlich alles von uns abgefallen, jeder Schmuck und jede Schminke, — da gilt keine Schönheit der Augen oder des Körpers (die sehen wir nicht mehr, weil wir sie immer vor uns hatten), — da gilt keine liebe Stimme (die klingt uns nicht mehr lieb, weil wir sie immer hörten), — da gilt kein Wohlstand — und kein Wissen und Können, — da gilt keine Schale mehr, — da gilt nur noch der Kern, — nur noch das Herz und weiter nichts!

Nackt und nüchtern stehen sich zwei Menschen gegenüber und sehen sich fremd und fragend an: „Wer bist du eigentlich?“ Und: „Wo willst du hin?“

Wir meinten, wir wären eins geworden und könnten nie mehr auseinanderfinden, aber — wir waren wohl nur eins im seligen Taumel der Liebe. Wir sind noch immer — zwei ganz verschiedene Menschen, die sich jetzt erst richtig suchen und zusammenfinden müssen.

„Die Lippen und Leiber finden einander bald“, sagt Gorch Fock, „aber der Weg von einer Seele zu der andern ist meilenlang.“

Meilenlang. — Und — weil der Weg nun kahl und grell in der heißen Sonne liegt, weil es kein Verstellen und Verstecken mehr gibt, — so ist der Gang von einem zum andern auch — oftmals — mühsam und schwer. — Mit „Biegen oder Brechen“ ist da wenig zu machen. Mit „Güte und Mitleid“ kommen wir nicht vorwärts. Mit „freundlich und gut sein“ kommt man sich nicht näher. — Man muß schon einen festen Willen und ein festes Ziel haben! — Man muß — von beiden Seiten — wissen, daß man — nicht nur im andern sucht, sondern daß man auch selber sein muß: Kamerad fürs Leben!

Gorch Fock schrieb einmal einem jungen Paar — nach der Trauung ins Gästebuch: „Eines geb' euch Gott in Gnaden: daß ihr werdet Kameraden! Wer den Kameraden fand, griff die Sonne mit der Hand!“

„— — daß ihr werdet Kameraden!“ Was Kameradschaft im Frieden und

in der Heimat bedeutet — im Dienst, in der Arbeit, auf Fahrt —, das wissen wir wohl alle. Was ein guter Kamerad im Kriege und in der Not bedeutet, das haben sehr viele von uns — erlebt und erfahren. — Was ein lieber Kamerad fürs Leben bedeutet, das werden wohl auch viele, viele Menschen wissen, — aber — sie reden nicht darüber, — und das ist wohl gut so.

Wir haben — während des Krieges — im Felde auch nicht viel von „Kameradschaft" gesprochen, aber — wir wußten, daß sie da war, — wir fühlten und erlebten sie. Wir standen Schulter an Schulter, jeder an seinem Platz, und wußten, daß wir uns — einer auf den andern — verlassen konnten.

„Gehst du nach vorn, Kamerad,
ich gehe mit!
Läufst du zum Sturm, Kamerad,
ich halte Schritt!
Schlägt's dich in Scherben,
ich steh' für zwei!
Und geht's zum Sterben,
ich bin dabei!"

Genau so — nein, noch viel schöner und noch viel tiefer kann und wird auch die Kameradschaft in der Ehe sein, — wenn Mann und Frau nicht nebeneinander, sondern füreinander leben. Dann wird sich auch — ganz von selbst — durch Liebe und Leid hindurch — „das Herz zum Herzen finden".

„Drum prüfe, wer sich ewig bindet, — —"

Aber — da eben sitzt der dicke Knoten, den bis heute noch keiner richtig lösen konnte: Wie und wo und wann sollen sich die jungen Menschen — prüfen? Wo und wann sollen sie sich richtig kennenlernen? — —

„Ach, das kann man doch immer und überall!" sagt wohl mancher. Und wenn man mal ein junges Brautpaar fragt: „Wie lange kennt ihr euch denn schon?" — „Ach, — wir kennen uns schon so lange! Schon über ein Jahr! Wir waren schon viermal zusammen im Kino und zweimal im Theater und dreimal zum Ball!" — Und wenn man fragt: „Wart ihr denn auch schon mal gemeinsam in einer ganz großen Gefahr? Oder in einer tiefen, seelischen Not? Oder in einem ganz ernsten heiligen Streit — vielleicht um Gott und Glauben? Habt ihr denn auch schon mal — einer für den andern — gehungert, — gekämpft, — geopfert, — geblutet?" Dann schütteln sie leise den Kopf und lachen: „Nein — warum denn —? Muß denn das sein?" — „Nein, es muß nicht sein — vorher, — aber ihr sollt wissen, daß es nachher kommen kann und kommen wird, — und sollt darum nicht leichtfertig sagen: „Wir kennen uns schon zur Genüge."

Als ich den alten Jochen Mewes mal besuchte, und wir klöhnten so allerlei — von früher — und von seiner Familie, da fragte ich ihn: wann er denn seine Frau eigentlich kennengelernt hätte? — Da sagte Jochen Mewes — langsam und bedächtig: „Kennengelernt —? Ja, — sechs Jahre nach unserer Hochzeit, — als unser Junge, unser Klaus, in der Elbe ertrunken war, — und sie hatten ihn noch nicht gefunden, — und ich lag mit gebrochenem Bein — und konnte mich nicht rühren — da habe ich meine Geschen— richtig kennengelernt —."

Und als ich Peter Loop und seine Frau mal traf und sie auch so ähnlich fragte, — da sagten sie beide: „Wir sind noch nicht so weit, — wir sind ja erst ein halbes Jahr zusammen — wir kennen uns noch nicht." — Und standen doch beide Hand in Hand, — in lauter Glück, — und strahlten sich an.

„Und so ist es immer —?" — Nein, aber — sehr oft!

„Dann ist es also gar nicht möglich, sich vorher richtig — kennenzulernen?" — Ich glaube: nicht, — wenigstens nicht immer. Wenn uns das L e b e n, wenn uns das Schicksal nicht vorher prüft, — wir allein, wir s e l b e r kriegen es nicht fertig, — weil wir eben nur glücklich sind und keine Fehler und Vorzüge sehen. — Aber wir müssen — vorher — wenn wir suchen, — müssen wir wenigstens wissen, w a s wir suchen, — und was wir denn eigentlich haben möchten!

Suchen wir eine junge blühende Schönheit, — für das Auge, — und für den Neid der andern? — Jugend vergeht und Schönheit verblüht, — haben beide keinen bleibenden Wert.

Suchen wir eine Freundin, — für fröhliche Fahrten und frohe Feste? — Es ist nicht alle Tage Sonntag und Tanz.

Suchen wir eine tüchtige Hausfrau — für unser Heim? Eine gesunde Mutter für unsere Kinder? — Dann würde es ja vielleicht genügen, wenn wir die Zeugnisse oder den Ahnenpaß prüfen und ein ärztliches Attest einholen?

Oder — suchen wir — über alles andere hinaus — eine K a m e r a d i n f ü r s L e b e n? Fürs ganze Leben — in Freud und Leid? — Dann müssen wir nicht nur s u c h e n, — dann müssen wir uns auch s e l b e r — auf Herzen und Nieren p r ü f e n — bis ins Blut!

Denn — auch d a s müssen wir vorher wissen: Eine Eheschließung, eine Trauung, — ist ein F a h n e n e i d, bei dem der Herrgott als Zeuge hinter uns steht. Und unser „Ja" ist ein heiliger Schwur, Gutes und Böses gemeinsam zu tragen, — es komme wie es wolle!

Ein heiliger Schwur — fürs ganze Leben. — Wir können später nicht ein-

fach sagen: „Das habe ich nicht gewußt!“ — oder: „Ich mache nicht mehr mit!“ — Nein, Kamerad, — so einfach geht das nicht!

„Ja“, sagt wohl der eine, — „aber — meine Frau — die kann sich nicht mit dem Geld einrichten und — hat immerzu Streit mit den Nachbarn, und — ach, da ist so manches, was mir nicht gefällt. — Und — dagegen eine andere, — eine Bekannte von mir —.“ — Halt, mal eben! — Eine Frage mal! — Vergißt du so leicht deinen Eid? — Willst du so schnell zu einer andern Fahne überlaufen?

„Ja“, sagt der zweite wohl, „aber, — meine Frau ist fast immer kränklich, — und ist dann oft launisch und ungerecht, ich kann das nicht mehr aushalten!“ — Hast du denn nur geschworen, — du wolltest nur bei ihr bleiben — solange sie gesund und froh und guter Dinge wäre —?

„Ja“, sagt der dritte wohl, „meine Frau ist ein herzensguter Mensch und ein ‚feiner Kerl‘, — wir verstehen uns großartig, in jeder Hinsicht, aber — sie ist — sie kann mir keine — Kinder schenken, — und ich möchte doch so gerne — vier oder fünf Jungens haben! Für meinen Hof — und für das Vaterland! Das ist doch wichtig!“ — Nein! — Wichtig ist — für unser Volk, daß jede gesunde Frau gesunde Kinder hat, — ja, — aber — dafür bist du nicht verantwortlich, — so schwer es dich auch treffen und kränken mag. — Für dich — und für alle, die dich kennen — ist es viel wichtiger, daß du dein „Ja“ und dein Versprechen hältst und daß du dein Schicksal — euer gemeinsames Schicksal — mit deiner Frau zusammen — mit starken, festen Schultern trägst.

Denn — das ist ja erst die richtige und wahre Kameradschaft:

„Schlägt's dich in Scherben, ich steh' für zwei! Und geht's zum Sterben, ich bin dabei!“

Und — auch das ist Heldentum, — auch für dich — als Mann und Mensch!

„Zu einem ganzen Kerl — gehören zwei!“ sagt Gorch Fock. — Und: „Die Ehe ist ein Wettbewerb ohnegleichen!“ — „Des Mannes bester Kamerad ist die Kameradin!“

*

Ihr alle, — wenn Ihr sucht, oder wenn Ihr Euch gefunden habt: „Eins geb' euch Gott in Gnaden: daß ihr werdet Kameraden! Wer den Kameraden fand, griff die Sonne mit der Hand!“

*Morgenfeier am 23. Oktober 1938. Reichssender Königsberg, Berlin, Breslau, Hamburg, Köln, Leipzig, Wien, München, Saarbrücken*

# ARBEIT IST GLÜCK

*„Sei gesegnet durch deiner Hände Tat!"*

Ja, es ist doch so, wie Peter Lemmermann sagt, – es ist ein richtiges „Stück Arbeit mit der Arbeit", – das ist es immer gewesen und wird es wohl auch bleiben. – Die Menschen können sich darin eben nicht einig werden. Der eine arbeitet nur, um leben zu können, – und kommt vor lauter Angst und kleinen Sorgen nicht zur richtigen Freude am Leben. Und der andere lebt nur, um arbeiten zu können, und kommt vor lauter Freude an seiner Arbeit gar nicht erst in die Angst und die kleinlichen Sorgen hinein.

Der eine schleppt das Leben und die Arbeit als eine schwere Last und sieht alles immer nur grau in grau ... Der andere freut sich, daß er lebt und daß er irgendwo mit anpacken und helfen darf, – alles erscheint ihm hell und leicht. Und weil er selbst mit blanken Augen frei und froh in die Welt kuckt, kuckt auch die Welt – und das Leben – hell und blank in seine kleinen Fenster und füllt seine ganze Kammer mit Sonnenschein und Segen.

So war es auch bei dem alten Tagelöhner Heinrich Blohm. Der war 52 Jahre hindurch bei einem Bauern gewesen, beim Buschbauern, unten an der Elbe, auf einem einsamen Hof. Als Hütejunge hatte er angefangen, war später Knecht und Großknecht geworden und war dann nachher noch – so gute 30 Jahre – als Tagelöhner geblieben, hatte immer nur in seiner kleinen weißgekalkten Kammer und zuletzt in einer kleinen windschiefen Kate gehaust, – hatte jeden Tag, Sommer und Winter, von morgens früh bis abends spät gearbeitet wie ein Pferd, – hatte nie mehr als Essen und Trinken und in seinen besten Jahren 60 Pfennig täglich verdient, also im Monat 18 Mark, – hatte niemals irgendeine Reise oder ein größeres Fest mitgemacht, – hatte immer nur gearbeitet – und war dann zuletzt auch mitten in der Arbeit plötzlich umgefallen und tot gewesen.

Als wir ihn zum Kirchhof brachten, – es war ein klarer heller Frühlingstag, – wir gingen langsam mit zehn oder zwölf Mann hinter dem Leichenwagen her, – aber wir waren gar nicht so still und traurig, wie man es hinter einem Sarge wohl eigentlich sein soll, – – da meinte Klaus Niebuhr, der schon sehr weit herumgekommen war, – der meinte, es wäre doch eigentlich schade und wäre ein Jammer, daß der alte Hein Blohm so gar nichts von der Welt gesehen – und nichts weiter von seinem Leben gehabt hätte als immer nur Armut und Alltag ... Aber da drehte der Bauer, – der Buschbauer

selber, er ging in der vordersten Reihe, – der drehte so halb den Kopf und sagte laut und fest, so daß wir es alle hörten: „Ne, Klaus Niebuhr, da denkst du ganz verkehrt. Dieser Heinrich Blohm, – mein alter Tagelöhner Hein, – der hat überhaupt keinen Alltag gekannt, – für den ist jeder Tag ein Sonn- und Festtag gewesen. Und Hein selber – ist der fröhlichste und der glücklichste und der reichste Mann gewesen – von allen, die ich kenne – hier in unserer Gegend. Denn er hat sein Leben – richtig ‚genossen', ganz leise, Stück für Stück, – und hat so vom Leben vielleicht mehr gehabt – als du und ich und wir alle." –

„Na ja", meinte Klaus Niebuhr, „gewiß, er ist immer zufrieden und gesund und gut zuwege gewesen, aber – reich? Das kannst du doch nicht sagen –!"

„Doch, auch reich!" sagte der Bauer. „Denn er hatte einen köstlichen Humor und ein gütiges Herz. Er hatte für jeden Menschen und jedes Tier ein freundliches Wort. Und der ganze Hof gehörte ihm – schon seit über vierzig Jahren. Jedes Pferd war sein Pferd. Jede Kuh, jedes Kalb, jedes Küken – jeder Baum, jeder Busch gehörte ihm ... Nicht auf dem Papier durch Brief und Siegel, sondern hier, durch seiner Hände Arbeit. –

Da war doch auf dem ganzen Hof, bei all unsern Wegen und Gräben, da war doch kein Steg und kein Zaun, den er nicht selbst gemacht oder dreimal nachgesehen hatte ... Kein Apfel- und kein Birnbaum, den er nicht selbst gepflanzt oder gepfropft hatte. Keine Schaufel und kein Stück Geschirr, das er nicht sauber und blank hielt!"

„Ja, fleißig und gewissenhaft war er ja immer", meinte Klaus Niebuhr, „und freundlich und gefällig war er auch, – aber – reich –? Ja, so wie du es nun auslegen willst, wohl – aber sonst! – An Geld und Gut!?"

„Ich will dir mal was sagen", sagte der Bauer, „und euch andern auch, – ihr könnt es meinetwegen für euch behalten oder könnt es unter die Leute bringen, das ist mir gleich: Dieser alte Tagelöhner Heinrich Blohm, – wir haben gestern seine Sachen zusammengesucht, drüben in seiner kleinen Kate, und wißt ihr, was wir da gefunden haben? 22 alte Bogen Kriegsanleihe über zusammen 8000 Mark! Weiter: Ein verfallenes und vollkommen wertloses Sparkassenbuch aus dem Jahre 1921 über 700 Mark! – Und – einen Brief von seiner Schwester – – die mit den sechs Kindern – – vom 15. Oktober 1937 – sie sagt ihrem guten Bruder Hein vielen Dank für die 1000 Mark, die er ihr am Sonntagmorgen mit einem fröhlichen Gruß dabei – heimlich in die Tasche gesteckt hatte!"

„Nein, so was! – Alle Achtung! – Donnerwetter!" sagte Klaus – aber weiter kam er nicht mehr, denn nun fingen gerade die Glocken an zu läuten,

und wir gingen still und nachdenklich durch das große, weitgeöffnete Tor — auf den Friedhof.

Von der ernsten und langen Grabrede habe ich leider nicht viel gehört, ich habe nur die Worte behalten: „Und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen!" Und die habe ich mir nachher auch noch so zurechtgelegt: „Und wenn es Freude an der Arbeit gewesen ist, so ist es reich und schön gewesen!"

Aber an den alten Tagelöhner Hein und an das, was der Buschbauer über sein Leben und über seinen Reichtum sagte, daran habe ich noch oft wieder gedacht.

Auch noch — neulich mal — als wir in Hamburg einem Kaufmann, einem Fisch-Großindustriellen, „die letzte Ehre erwiesen".

Der war auch vom „kleinen komm her", aber er hatte es sich als junger Mensch in den Kopf gesetzt: „Ich will — so schnell wie möglich ganz reich werden, und dann — will ich ‚mein Geld leben' und will — da auch was von haben!"

Als Junge und als Knecht war er angefangen und war dann selbständiger Seefischer und später Fischdampferkapitän geworden. Er fuhr und fischte scharf und verdiente gut, aber es ging ihm alles noch viel zu langsam, dieses kleinliche Püttjern und Sparen, — er wollte doch schon mit 50 Jahren genug haben. Er kaufte sich einen eigenen Dampfer. Er gründete mit mehreren Geldleuten zusammen eine eigene Reederei, — er baute sich eine Marinieranstalt ... eine große Fischräucherei ... Fischversand ... Fischbratküche ... immer mehr! Und immer weiter! — Er kannte keine Blumen und keine Bücher. Er hatte für nichts und für niemand Zeit. Er hatte für keinen einen fröhlichen Gruß oder ein freundliches Wort, — weil er eben auch selber keine Freude hatte und keine Sonne mehr sah. Immer nur Geschäft und Geldverdienen!

Endlich — endlich war er „bald" soweit. Er war nun 60 Jahre alt und hätte sich wohl so langsam zurückziehen und zur Ruhe setzen mögen, aber — er hatte noch immer keine Zeit. — Er hatte so wenig Zeit, daß er mit seinem Mercedes-Benz unbedingt einen anderen Wagen im Hundertkilometer-Tempo überholen mußte und — — gegen einen Baum fuhr — — tot ...

Nun lag er unter lauter Blumen und Kränzen, und mehr als 200 Menschen standen ernst und still um seinen kostbaren Sarg ...

„Ein herrlicher, ungewöhnlicher Aufstieg!" sagte einer von seinen Geschäftskollegen. „Vom armen einfachen Fischerknecht bis hinauf zum großen stadt- und weltbekannten Kaufmann und Betriebsführer!"

„Ein bedauernswerter, trauriger Abstieg!" dachte ich. „Vom Fahrens-

mann, — vom Fischer, der frei und stolz sein eigenes Schiff steuert, mit braunen Segeln, in Wind und Wetter und Sonne — — bis zum ruhelosen, gehetzten Sklaven seiner Geldgier, immer nur das eine ungewisse Ziel vor Augen: Raffen und reich werden! Und dann ...?"

Wie sagte doch unser alter Schulmeister, als wir am letzten Tag das letzte Mal in der Schule saßen? „Vergeßt beim Wandern nicht den Weg! Und die Freude am Wege und am Wandern! — Immer vorwärtsschreiten, ja! Aber nicht blind und toll über alles Schöne hinwegstürmen, nur um an ein weit in der Ferne gleißendes — Ziel zu kommen ...!"

Und wie sagt Gorch Fock in seinem Buch „Sterne überm Meer"?... „Von seiner täglichen Arbeit nicht gering denken, sie zu durchsonnen und zu durchglühen ist ein köstlich Ding, das beinahe aussieht — wie ein goldener Schlüssel zu hohen Pforten!"

Und von den Finkenwärder Fischern, — die doch auch oft genug schlechtes Wetter und schlechten Fang haben, — meinte er einmal: „Sie sind nicht nur die Herren der Nordsee, — sie sind auch die Könige ihres Lebens, denn sie fischen und fahren nicht, um reich zu werden, sondern um reich zu sein und reich und frei zu bleiben!"

Und das, denke ich, — ist auch erst der richtige und wahre Segen der Arbeit: Die Freude am eigenen Schaffen und die Lust und Liebe zum Wirken und zur Tat.

Wollen wir nicht den kalten, herzlosen Wandspruch: „Arbeiten und nicht verzweifeln!" — der doch immer nur wie eine Drohung und wie ein Peitschenhieb klingt — wollen wir den nicht wegnehmen aus unseren Amtszimmern und Schreibstuben? Und wollen uns einen anderen, einen fröhlicheren hinhängen? — Vielleicht: „Arbeiten und doch vor Freude nicht übermütig werden?!" —

Und wollen wir nicht — neben dem guten und vielsagenden Wort: „Kraft durch Freude", — nicht auch noch ein zweites, ein ähnliches Wort für den Alltag und für unseren Dienst prägen? Vielleicht: „Glücklichsein durch Arbeit!" Oder „Frohsinn im Schaffen!"

Nein, wir brauchen solche Worte nicht ...

Wir wissen alle, wie lang und schwer schon ein Jahr oder ein Monat ohne Arbeit und ohne Verantwortung sein kann. Und wir wissen alle, daß es in jeder Stellung und in jedem Beruf nur immer wieder auf das eine ankommt:

Auf die Freude am Wirken und Schaffen; denn „Leben ist Arbeit, und Arbeit ist Glück!"

*Morgenfeier am 5. Juni 1938. Reichssender Hamburg, Köln, Berlin, München, Breslau, Saarbrücken Königsberg, Stuttgart*

# NICHT FÜRCHTEN VOR DEM BANGEWERDEN

*„Nur wer die Furcht überwindet
findet den richtigen Mut."*

„Bange bin ich nicht", dachte wohl mancher von uns als kleiner Junge, wenn es irgendwo gefährlich aussah, — „aber laufen kann ich fix!" Und machte, daß er weg kam. Und sagte nachher, wenn alles vorbei war: „Nein, ich hatte wirklich und ganz gewiß keine Angst, ich wollte mir das nur mal ‚von weitem' — von da hinten her — ankucken!"

Nun, da wir älter und größer und vernünftiger geworden sind, lächeln wir wohl darüber. Aber — wenn wir einmal richtig bei uns nachfühlen, — es ist doch ein eigen Ding — um das Fürchten und um das Bangesein. Wir kennen es alle noch recht gut, — die meisten von uns wohl noch vom Kriege her. Und es wird wohl keiner von uns — wie ein Junge — sagen: „Ich bin wirklich und ganz gewiß noch niemals bange gewesen!"

„Daß man vorne an der Front hin und wieder mal Angst hat, richtige Angst, — deswegen braucht man sich noch lange nicht zu schämen", sagte im Sommer 1916 — auf meiner ersten Fahrt nach Verdun — ein alter Landwehrmann in der Eisenbahn, — „schämen sollte sich nur der, der richtiggehend feige ist!" — — „Und was nennst du ‚richtiggehend feige sein'?" fragte ein anderer. — — „Das Fürchten vor dem Bangewerden!"

Seine Kameraden lachten darüber, und ich lachte leise mit, — weil ich es auch für einen lustigen, aber dummerhaftigen Schnack hielt.

Als ich aber am nächsten Mittag in Etré aus der letzten kleinen Feldbahn stieg und ganz allein nach vorn ging zum Haumontwald, zum Beobachtungsstand für die schweren Langrohrgeschütze, — als das ununterbrochene Donnern und Grollen der Front, der ewigen Schlacht vor Verdun, immer lauter wurde und immer näher kam, — da wurde mein Schritt — ohne daß ich es wollte und wußte — immer langsamer, — und mein Tornister wurde immer schwerer, — und ich redete mir selber ein, daß ich mich erst mal ein wenig verschnaufen müßte, — und blieb stehen — mitten auf einer freien Lichtung, zwischen lauter großen und kleinen, — alten und neuen, — Granatlöchern, — — und kuckte lange — viel länger als notwendig war — auf meine Generalstabskarte — und in die Gegend.

Ich hatte keine Angst, — nein, — ich war nur etwas beklommen, — es war alles so unheimlich leer und tot um mich — so nahe an der Front, — — aber da schoß plötzlich schräg vor mir auf dem freien Feld — keine 50 Meter vom

Weg – schoß plötzlich ein glühender Busch aus der Erde, ein Baum aus lauter Feuer und Rauch, – ein schwerer, unheimlich scharfer Knall, – ein Druck, der mich fast zu Boden riß, – ein Pfeifen und Klirren und Knacken rund um mich her, – dann wieder alles leer und tot. – Der Feuerbaum kroch in einer schmutziggelben Wolke über das Feld und – in den zerschossenen Wald.

Und ich stand und starrte in den abziehenden Qualm – und merkte plötzlich, daß mir das Herz bis in den Hals hinauf schlug und daß mir die Hände und die Knie zitterten. – Und wollte mich zusammenreißen und aufrecken – – und sah und hörte einen zweiten schweren Einschlag – rechts von mir, – und wieder dieses grausige Pfeifen und Knacken und Klirren um mich her, – und wieder diese schreckliche Stille.

Und immer noch stand ich – steif und unbeweglich – und zitterte und flog am ganzen Körper. – „Hinlegen! – Deckung nehmen!“ hörte ich meinen Unteroffizier in Kiel auf dem Kasernenhofe rufen, – wir hatten es oft genug geübt, – wochenlang, – aber jetzt, wo es darauf ankam, jetzt tat ich es nicht, – ich wollte wohl, aber es ging nicht, – ich konnte mich einfach nicht rühren – – ich konnte nur noch denken. – –

„Der erste Schuß lag links“, dachte ich, „der zweite lag rechts, – wohin kommt der dritte? – Und wann kommt er? Jetzt gleich, – oder – –?“

Deckung suchen! – Aber wo?

„Immer schnell in das l e t z t e Granatloch springen!“ hatte einer in der Eisenbahn gesagt, „da kommt fürs erste kein Schuß wieder hin!“ – – „Dann hättest du bei uns viel zu springen“, hatte ein anderer gemeint, – „so schnell kämst du bei uns gar nicht von einem Trichter zum andern!“

Da war der dritte Einschlag – wieder schräg links – Bersten und Klirren, – –! „Hinlegen!“ – Drei Schritte vor mir war ein kleiner Erdhügel, – ich stolperte darauf zu – und hockte mich hin – und sah, daß es ein Grab war, ein armes kümmerliches Soldatengrab mit einem winzigen Kreuz: ein Stückchen Holz mit einer eisernen Gabel als Querbalken. –

Ich krallte beide Hände in die steinige Erde und drückte den Kopf fest auf den Arm – Und war wütend auf mich selbst. – Das also war mein Mut, – mit dem ich in Kiel und an Bord noch beinah herumgeprahlt hatte? – Das war meine eiserne Ruhe, mit der ich mich freiwillig an die Front gemeldet hatte! Jämmerliche Angst und weiter nichts! Wie ein Häuflein Unglück lag ich – – da knackte es schon wieder, ganz in der Nähe, – ich hob den Kopf und kuckte mich um, – ein Soldat kam sprungweise laufend und rufend vom Waldrand über die Lichtung: „Was ist los mit dir? Hast du was abgekriegt? Bist du verwundet?“

„Nein!“ Ich winkte ab und stand auf. „Nein, ich – ich kuckte hier nur mal nach dem Grab!“

„Nach dem Grab? Hier auf dem freien Feld? – Du bist wohl ganz und gar verrückt! – Los, Mensch! Rüber in den Wald! Oder nach vorn – in die Schlucht!“

Nach vorn, ja! Ich warf den Kopf hoch und riß die Knochen zusammen und ging nach vorn – hinein in die Schlucht, – und gleich wieder weiter – den Hang hinauf – bis zum Beobachtungsstand der 38-Zentimeter-Schiffsgeschütze – – und kuckte meinen neuen Kameraden fest und frei in die Augen.

„Auch mal Angst gehabt unterwegs?“ fragte einer. Und nun war ich doch wieder ein richtiger kleiner Junge und drehte den Kopf zur Seite und log: „Nein, – warum denn? Um das bißchen Schießen –?“

Aber ich hätte doch lieber ruhig die Wahrheit sagen sollen, denn – ich habe es bald gemerkt und habe es auch von vielen selbst gehört, – sie hatten alle diese erste große steinerne Angst überwinden müssen, um an die richtige ruhige Tapferkeit heranzukommen.

Auch Mertens, der größte und stärkste von meinen Kriegskameraden. – Andreas Mertens! – Ich grüße dich! – – Weißt du noch – deine ersten Tage vor Verdun? – Du kamst auch direkt von Wilhelmshaven, als Ersatz für einen schwerverwundeten Kameraden, – und du warst wirklich ein fixer, forscher Kerl, kein Prahlhans und Aufschneider, sondern ein richtiger Draufgänger mit einem klaren Kopf und mit Muskeln wie aus Eisen – und warst vor Tod und Teufel nicht bange. – – Als wir aber gleich am zweiten Tag – abends in der Dämmerung – Feuer bekamen, schweres Artilleriefeuer, eine ganze Stunde hindurch, – als unser Unterstand an allen Ecken und Kanten krachte – und als zuletzt sogar eine Granate von oben in unsere schöne Balkendecke sauste und einen halben Meter über unseren Köpfen als Blindgänger steckenblieb, – – da saßest du mit geballten Fäusten hinten in der dunkelsten Ecke und wimmertest wie ein frierender Hund und wußtest auf alle meine Fragen und auf all mein Zureden nichts weiter zu sagen – als immer nur: „Daß man – – daß man das blöde Zittern – nicht einfach abstellen kann –! Daß man so ein – Angsthase – –! Was mußt du – – was denkst du nur von mir?“

Ich dachte nichts, Andreas, – und ich sagte auch nichts weiter, – ich gab dir nur ruhig und fest die Hand. Aber am nächsten Morgen erzählte ich dir von meinem „blöden Zittern“. – Und da lachten deine Augen schon wieder. Und drei Tage später warst du der beste – der ruhigste und mutigste –

Kriegsmann, mit stahlharten Nerven und mit einem unverwüstlichen Glauben an den Sieg!

Kameraden —! Es kommt für uns alle — und es kommt auch für Euch mal ein Augenblick, wo Ihr Angst habt, regelrechte Angst, — sei es vor einer großen Gefahr oder vor einem unerhörten schweren Kampf, — — seid um Gottes willen nicht „bange vor der eigenen Furcht", — und seid nicht traurig oder gar verzweifelt über die erste zitternde Angst, — die ist meistens nur rein körperlich und hat mit Feigheit nichts zu tun. Reißt — sobald es geht — die Knochen wieder zusammen, und dann — so schnell wie möglich — 'raus aus der lähmenden kraftlosen Angst! Nur ein paar Schritte weiter, — nur ein paar tiefe kräftige Atemzüge, — und schon kommt hinter der Furcht — der richtige ruhige Mut, kommt die schöne stolze Tapferkeit, — die immer — eins von beiden bringen muß: das heldenhafte, ehrenvolle Untergehen, — oder den Sieg, den hellen strahlenden Sieg.

# DER WAHRE WERT DEINES LEBENS

*„Was du für die Andern tust,*
*bestimmt den Wert deines Lebens."*

„Jeder sorgt für sich, und Gott für uns alle!" – Das ist nicht nur ein altes landläufiges Wort, – nein, das war für viele Menschen lange Jahre hindurch – ein freies, freches Bekenntnis, – und ist leider auch heute noch ein Wort, das selten gesagt, aber doch noch oft genug gedacht wird: „Was gehen mich die andern an? Soll doch jeder sehen, wie er sich durchschlägt und wie er vorwärts kommt im Leben! – Hab' ich doch auch müssen! – Wer hat denn mir geholfen? Keiner!"

Nein –? Wirklich nicht? Hat dir keiner geholfen? Nie?

„Na ja, – 'n bißchen geholfen wohl schon mal, – hin und wieder, – aber dann doch immer so, daß für ihn – für den Helfer – auch ein schönes Stück dabei abfiel – das beste Stück meistens. – Doch niemals so, daß es – ganz ohne Hintergedanken – nur für mich war."

Nein? Wirklich nicht? Noch niemals? – – Denk mal genau nach! Denk mal zurück, – soweit wie du zurückdenken kannst, – und noch etwas weiter! – – Als du noch ganz klein und ganz hilflos warst, – hat dir da nicht deine Mutter geholfen? – – Hat dir zu trinken und zu essen gegeben, – hat dich behütet und gehegt Tag und Nacht – und hat dir mit unendlicher Liebe und Geduld das Gehen und das Sprechen beigebracht? – War das nicht „nur für dich"? – Hat deine Mutter dabei – oder später jemals bei irgendeiner Arbeit – zuerst an sich gedacht? Und hat aufgepaßt, daß immer auch ein großes Stück – für sie abfiel?

„Ne, natürlich nicht", denkst du, „aber das war ja auch meine Mutter, – die gibt es ja nur einmal auf der Welt, all die andern Menschen . . ."

All die andern haben – oder hatten – auch eine Mutter, genau wie du. Und haben als Kind auch von ihr eine unermeßliche und unverdiente Hilfe und Liebe erfahren, genau wie du, – und haben es – mit der Zeit, als sie größer wurden – so langsam wieder vergessen, genau wie du.

„Oha, ne", meinst du, „das habe ich nicht vergessen, nicht einen Tag. Ne, ich habe es ihr mit Liebe und Gutsein wieder vergolten und habe damit meine Schulden abgetragen und restlos beglichen, schon lange!"

Nein, sage ich, das hast du nicht! Das kannst du gar nicht abtragen und begleichen – bei deiner Mutter gewiß nicht. Denn diese erste große selbstlose Hilfe, die kam ja nicht nur von deiner Mutter, – die kam ja

durch deine Mutter von deiner Sippschaft, von deinem Stamm, von deinem ganzen Volk. — Die kam ja von allen Seiten und kam von ganz weit her — aus Zeit und Raum. — Und war so groß und schön, — daß du sie niemals restlos wieder gutmachen kannst.

Gewiß kannst du etwas davon wieder zurückgeben an deine Mutter, wenn du das große Glück hast, — daß sie noch recht lange bei dir bleibt. Und du kannst viel — sehr viel — weitergeben an deine Kinder oder an deine Enkel. Aber da bleibt doch immer noch ein ganz großer Rest, bleibt immer ein hoher Berg Schulden — deinem Stamm und deinem Volk gegenüber — den kannst du nur abtragen, wenn du — ohne an dich selbst zu denken — immer wieder, jeden Tag etwas Gutes tust — für andere —.

„Wir sind allesamt Schuldner der Menschheit", sagt Gorch Fock, „aber niemand denkt an das Abtragen, weil die Menschheit nicht mahnt." — Und als er 1915 mit in den Krieg und an die Front geht, da sagt er: „Ich kann von der Last des Vaterlandes gar nicht genug auf meine Schultern nehmen. —

Ich weiß, daß ich tief in Deutschlands Schuld stecke, und ich rechne es mir zur Ehre an, auch diese Schuld zu bezahlen, soweit ich es vermag."

Nun ist es ja nicht jedem von uns vergönnt, — und es wird wohl auch dir nicht vergönnt sein, deine Schuld so glatt und gut zu bezahlen, wie Gorch Fock, — der durch seine Schriften — besonders durch sein Buch „Seefahrt ist not" — unzählige junge Deutsche wieder für die See begeisterte, der tausend und aber tausend Menschen wieder eine helle Freude am Leben und einen festen Mut brachte und der dann in der Seeschlacht vor dem Skagerrak sein junges Leben hingab — für seine Heimat.

Nein, so gut und glatt wirst du deine Schulden wohl nicht loswerden. Aber irgend etwas wirst du auch tun können und wirst es auch tun! — Es braucht ja nicht immer gleich etwas Großes, etwas Gewaltiges zu sein, — wenn es nur gut ist — und wenn du es nur freudig tust — und nicht dabei an deinen eigenen Vorteil denkst, sondern nur an deine Mitmenschen und an dein Volk.

Was du tun sollst, kann ich dir nicht sagen, weil ich dein Leben und deinen Wirkungskreis nicht kenne. Aber du wirst schon etwas wissen oder wirst bald irgend etwas finden, — womit du einem andern eine Hilfe oder eine Wohltat erweisen kannst.

Es soll ja nicht gleich „Geld kosten", — es soll ja um Gotteswillen kein Almosen und auch kein Geschenk sein, — es soll ja nur ein „Zur-Seite-Stehen" oder ein „Unter-die-Arme-Greifen" sein und soll Freude bereiten.

„Wer mir Freude gibt", sagt Gorch Fock, „der gibt mir das Beste, gibt

mir mehr als Geld, — denn etwas Besseres als Freude könnte ich mir für Geld auch nicht verschaffen!"

Und „auch bei der Freude ist es so:

Nur wer abgibt, ist wirklich froh!"

Also los, Kamerad! Such deine schönste und tiefste Freude her und dann — gib ab — nach allen Seiten — soviel wie du kannst!

Wie gut und schön für dich, — wenn du in einem kleinen Ort „auf dem Lande" oder auf einer Insel aufgewachsen bist und hast das nachbarliche Zusammenstehen und die dörfliche Gemeinschaft so kennengelernt, wie es bei uns am Deich auch heute noch ist: — — Daß man im Frühjahr morgens, wenn man aufsteht, — ganz unerwartet eine gute Mahlzeit lebendfrischer Schollen vor der Haustür findet — oder im Sommer mal einen Korb mit Birnen — oder im Winter mal enie „frischgeschlachtete Wurst" und ein Stück Speck, und man hat keine Ahnung, von wem es kommt, und freut sich dennoch (oder gerade darüber) wie ein Kind. — Es ist eine komische Sache, — ja, — man weiß nicht, wo und bei wem man sich bedanken soll — und wie man es wieder gutmachen oder zurückgeben kann. Aber das braucht man ja auch gar nicht zu wissen, — man kann sich ja viel leichter und viel besser etwas Ähnliches ausdenken — und kann die „unheimliche" Freude heimlich an andere weitergeben.

So wie es der Elbfischer Willem Hustedt machte. Der riß sich im Sommer bei der Fischerei an einem verrosteten Nagel die Hand auf und bekam plötzlich Blutvergiftung und mußte Hals über Kopf ins Krankenhaus und lag da vierzehn Tage und hatte neben den Schmerzen auch noch allerlei Sorgen — um seine Frau, die ihm gerade das zweite Kind geschenkt hatte, — und um sein Fahrzeug — und um seine Netze und Segel, „die nun am Deich verludern und verfaulen müßten", meinte er. — Als er aber am fünfzehnten Tage wieder nach Hause und über den Deich kam, — da lag sein Fahrzeug sauber geschrubbt und geschrapt und „wie auf neu" geteert, geölt, gestrichen und gelackt am Bollwerk und wartete schon auf ihn, — mit neugelohten Segeln und trockenen, heilen Netzen. — Und niemand am Deich wußte — oder wollte wissen —, wer das alles so schön „in Ordnung gebracht" hatte.

Und Willem Hustedt fragte und forschte auch nicht so besonders lange danach, — er segelte bald wieder los und fischte weiter — und half und gab — nicht nur wo er helfen mußte, sondern überall, wo er nur helfen und geben konnte. —

Und als im Herbst die alte Geschen Harms, die allein und arm in ihrer kleinen Kate wohnte, keine Kohlen und nichts zu brennen hatte, — da schlug Willem Hustedt mit einem lustigen Grienen in den Augen seinen alten dicken

Birnbaum hinten im Garten um und sägte und spaltete ihn zu Kleinholz — und baute der alten Geschen Harms, — heimlich abends im Dunkeln — einen Stapel Brennholz vor die Tür, der konnte sich wirklich sehen lassen, der reichte für viele Wochen.

Wenn Willem Hustedt aber gedacht hatte, es hätte keiner gemerkt, und es würde auch niemand erfahren, woher das Holz käme, dann hatte er vorbei gedacht: Als er nach drei Tagen mal wieder hinten in seinen Garten kam, standen da frisch eingesetzt und an starken Pfählen befestigt — zwei neue, junge Birnbäume. — — Und kein Mensch wußte von wem.

Es ist mitunter fast wie ein kindliches Spiel, dieses heimliche Geben und Helfen — und ist doch so gewaltig groß und schön! — Und bringt so viel Licht und Sonne!

Ich denke da auch wieder an den alten Entenjäger Peter Niemann. Der kam — im Winter mal — an einem Sonnabend, spät abends — kam er hungrig und kalt und müde nach Hause und fand an der Tür von draußen eingeklemmt — eine Postkarte mit seiner Adresse, von einem wildfremden Menschen geschrieben. Und Peter Niemann nahm die Karte mit unter die Lampe und buchstabierte sie dreimal durch und konnte da gar nicht klug daraus werden.

Aber dann wurde es ihm plötzlich klar, daß die Karte gar nicht für ihn bestimmt sei, — die war für den andern Peter Niemann, für den kleinen Tagelöhner, ganz am andern Ende des Dorfes, eine gute Stunde zu Fuß. —

Und weil die Karte von dessen Sohn war und weil der Sohn schrieb, er käme morgen mit seiner jungen Frau zu Besuch und sie kämen schon zum Mittagessen, — so machte sich der alte Entenjäger trotz seiner Müdigkeit — mitten in der Nacht — noch selber auf den Weg und brachte die Karte hin. —

Und weil er allein und mit leeren Händen nicht gehen mochte, so nahm er zwei von seinen selbstgeschossenen Wildenten mit und hängte sie dem kleinen Tagelöhner über die Klinke und steckte ihnen die Postkarte — damit sie nicht wegwehen konnte — fest zwischen die Köpfe. — — Und ging Schritt für Schritt und stillvergnügt den langen Weg zurück. — Und saß am Sonntagmittag wieder ganz allein bei seiner aufgewärmten Erbsensuppe und war doch so — — bis oben hin — voll Freude, als hätte er selber — unerwartet — ganz hohen und lieben Besuch bekommen.

„Wieviel Freude schläft in uns“, sagt Gorch Fock, „und wir wecken sie nicht!“ — „Wir sind allesamt Schuldner —!“ — „Wir sind der Welt jeden Tag ein freundliches Gesicht und ein freundliches Wort schuldig!“ —

„Und irgendeine gute Tat!“ wollen wir ruhig hinzusetzen. — Denn auch das wollen wir bedenken; fast alles, was wir sonst tun im Leben — im Dienst,

im Beruf, in der Freizeit – tun wir doch zum weitaus größten Teil für uns selbst, um klingenden Lohn oder um eine Anerkennung. –

Wir wollen doch darüber hinaus auch wenigstens jeden Tag ein Teil – irgendein gutes Werk oder einen Weg oder ein helfendes Wort – nur für andere tun, – ohne dabei an einen Dank oder an ein Lob zu denken.

Wir wollen es uns jeden Tag und immer wieder sagen:

„Nur was wir für die anderen tun, bestimmt den Wert unseres Lebens!“

*Morgenfeier am 8. Januar 1939. Reichssender Hamburg, Köln, München, Breslau, Wien, Königsberg, Stuttgart*

## LASS EINE GOLDNE SPUR ZURÜCK

*„Du kannst dein Leben nicht verlängern, noch verbreitern, du kannst es nur vertiefen, Freund!“*

Wir Menschen sind doch ein eigenartiges Kraut: Wir wissen alle, daß wir einmal sterben müssen, aber keiner von uns mag länger als eine Minute daran denken oder gar darüber reden.

„Es kommt ja doch, wie's kommen soll, und kommt immer noch früh genug“, sagen die einen. Und: „Es ist doch gerade gut, daß man es vorher gar nicht weiß“, sagen die andern. „Doch bloß nicht immer wieder daran denken!“

Wir wissen alle, daß der Tod da vorne irgendwo am Wege steht und auf uns wartet, – vielleicht noch weit weg, – vielleich hinter dem nächsten Berg, vielleicht aber auch schon hinter dem nächsten Baum, – und wir wissen auch, daß bis jetzt keiner an ihm vorbeigekommen ist und daß auch von uns keiner an ihm vorbeikommen wird. Und doch gehen wir alle unseren Gang und unsere Straße so weiter und reden vom Leben und vom Licht und von der Freude und von der Arbeit – und sind – wie kleine Jungs, die sich im Dunkeln durch ihr eigenes Singen und Lärmen Mut machen wollen, – wie Kinder, die bei jedem bösen Mann und bei jedem großen Hund denken: „Wenn ich nicht hinkuck, kann er mich auch nicht sehen – und kann mir auch nichts tun!“

Wir wissen alle, daß wir nicht einen Schritt und nicht einen Tag zurück können – und daß wir auch nicht stehenbleiben können, unser Weg und unsere Zeit gehen unaufhaltsam weiter, – – und doch wollen wir nicht glauben, wollen es nicht merken, daß wir immer näher an das Ende kommen. –

Wir reden uns immer wieder ein, wir könnten den Tod vor uns her schieben, weit vor uns her. Und ganz im geheimen – hoffen wir sogar, wir könnten ihm dahinten dann vielleicht doch noch irgendwie – durch die Lappen gehen.

„Das hat bis jetzt noch keiner fertiggebracht – nein, – aber – einer wird ja doch vielleicht der erste sein, – – und wer weiß, – es sind ja früher auch Wunder geschehen, – – und da ich nun doch gerade – so von mir aus gesehen – der Mittelpunkt der Welt bin, –“

Ja, Kamerad, – das sind wir nun aber leider alle. Jeder von uns ist – von sich aus gesehen – der Mittelpunkt der Welt. Und fast jeder – möchte

gern — dem Tod durch die Binsen gehn oder möchte ihn doch wenigstens noch lange, noch ganz lange, vor sich her treiben.

Keiner von uns will heute sterben. Nein — heute noch nicht! — Ein ganzer Teil nicht — vor lauter Freude und Glück, — — sie stehen alle mitten im Leben und mitten im Licht — und mögen und können sich nicht davon trennen.

Ein großer Teil nicht vor Arbeit und vor Verantwortung und Plänen. Alle haben etwas Großes vor und haben ein hohes Ziel, — das können sie doch nicht einfach aufgeben? Können doch nicht ihr Werkzeug hinlegen und — Feierabend machen — mitten am hellen Tag?

Und ein großer Teil kann und mag nicht sterben, vor Neugierde: was morgen und übermorgen los sein wird, — und wie das dann alles so weiter geht — mit dem Geschäft, und überhaupt so — mit der ganzen Technik und mit der Politik.

Jeder hat einen anderen, einen ganz wichtigen Grund, warum er noch nicht ausscheiden und abtreten kann. Und jeder versucht es auf andere Art, sich gegen den Tod zu wehren oder an ihm vorbei zu kommen.

Ich denke da wieder an Amandus Strohsal, an den kleinen Krämer bei uns am Deich. „Sein Leben wäre ganz genau und ganz fest in den Sternen vorgezeichnet", sagte er immer. Und alle vier Wochen fuhr er zur Stadt und ließ sich von einem halbstudierten Schicksalsforscher und Sterndeuter genau austifteln und aufschreiben, welche Tage und Stunden für ihn im nächsten Monat „kritisch" und „gefährlich" wären. Und an diesen Tagen, — es waren immer so fünf oder sechs ganz verschiedene im Monat, — ging Amandus Strohsal nicht aus dem Hause und auch nicht in den Keller, denn die Treppe war dunkel und steil. Wenn die Fischer und Fahrensleute an solchen Tagen Teer oder Farbe oder Petroleum haben wollten, dann mußten sie entweder selbst in den Keller kriechen oder mußten warten, bis die kritischen Stunden vorbei waren.

Wir sprachen und lachten viel über ihn am Deich, aber wir bewunderten und beneideten ihn auch, denn er war bald sechzig Jahre alt und war noch niemals krank gewesen, und ... was noch mehr sagen wollte — er wußte schon im voraus ganz genau, wie alles bei ihm kommen würde. — Er würde 98 Jahre und vier Monate alt werden, sagte er, und würde dann abends — ohne Krankheit und Schmerzen — einschlafen und würde am nächsten Morgen — irgendwo als ein Baum, als eine junge Eiche — wieder aufwachen und weiterwachsen.

Wir staunten sehr über diese Sicherheit und über diesen Glauben. Und da waren schon vier oder fünf andere bei uns am Deich — sogar schon ein

paar junge Frauen waren dabei — die sprachen auch schon immer von „Sternbildern“ und „Schicksal-Lenken“ — und wollten auch schon zur Stadt und sich das aufschreiben lassen.

Aber da wurde Mandus Strohsal plötzlich krank und bekam schwere Lungenentzündung und war nach zehn Tagen tot. — Und hatte in der Zeit nicht mal seinen kritischen Tag gehabt. Und war noch keine sechzig Jahre alt. —

Mit den Sternen stimmt es also auch nicht immer. Und mit dem Wahrsagen und mit dem Gesundbeten erst recht nicht. Der Tod steht doch irgendwo am Wege und sieht uns alle näher kommen, einen nach dem andern, Schritt für Schritt, — auch dich, Kamerad, und er hebt auch bei dir nur eben die Hand, — da ist es aus mit Freude und Arbeit und Neugier. Und du wirst auch nicht — nach dem Tode — noch einmal wiederkommen — auch nicht in irgendeiner anderen Gestalt, — als Vogel oder als Blume oder als Baum, — nein, wenn du nicht nachweisen kannst — und wenn du es nicht einmal selber glaubst —, daß du früher — vor hundert oder tausend Jahren — auch schon mal da gewesen bist, — — dann glaube ich auch nicht, daß du später — nach hundert oder tausend Jahren — noch mal wieder zurückkommen wirst. — Gewiß wird später — wenn du tot bist — irgendwo im Wald eine Blume und ein Baum wachsen, — und draußen auf See wird eine Möwe fliegen, aber sie werden nichts von dir haben und auch nichts von dir wissen. — Nein, du lebst auch — wie wir alle — nur einmal! Und du kannst dein Leben nicht verlängern, nicht einen Tag, nicht eine Stunde. Und kannst es auch nicht verbreitern nach den Seiten hin!

Es gibt ja viele Menschen, die meinen, sie müssen alles mitmachen, müssen jedes Dorf und jedes Land selbst gesehen und jedes kleine Ereignis selbst mit erlebt haben, müssen in jeden Streit und in jede Stänkerei ihre Nase hineinstecken, — damit sie nur ja immer und über alles mitreden können. Und es gibt auch viele Leute, die meinen, sie müssen sich überall und bei allen Leuten bekannt und beliebt machen — durch lustige Lieder oder — durch lose Worte und lautes Lachen. —

So wie der alte Julius Lüdders bei uns, — der war auch viel und weit in der Welt herumgekommen und hatte überall gesungen und gelacht und erzählt — und bildete sich nun wirklich felsenfest ein, er wäre allerwärts, — auf der ganzen Welt — bekannt und beliebt. Aber dann fiel er eines Abends bei Cuxhaven von der Mole und ertrank — und keiner vermißte oder suchte ihn — und drei Wochen später spülte die Flut ihn auf der anderen Seite der Elbemündung an den Deich, und er wurde dort als „unbekannter Toter“ auf

dem Friedhof für „Heimatlose" beerdigt. – Und hatte doch gemeint, er wäre auf der ganzen Welt bekannt – wie ein bunter Hund.

Nein, – es ist doch so, wie Gorch Fock sagt: „Wir können unser Leben nur vertiefen."

Und – um es zu vertiefen – müssen wir wohl erst einmal richtig über uns und über unser Leben nachdenken. Vielleicht am besten, wenn wir uns in einer sternenklaren Nacht draußen im Freien – lang auf den Rücken legen und in die Sterne kucken.

„Hunnertdusend Trilli-Milli-Billi-Joonen Stierns sitt an'n Heben!" sagten wir als Jungs immer. Der ganze Himmel sitzt voll, man kann kaum zwischendurch kucken. – „Viele von ihnen sind so weit weg", sagte unser Lehrer mal, „daß ihr Licht tausend Jahre braucht, um zu uns zu kommen, – und das Licht läuft in einer Sekunde 300000 Kilometer – in einer Sekunde! – Und dann: Denkt euch mal: Tausend Jahre! Und dahinter geht es noch hundert und tausend mal so weit – und geht immer weiter, nach allen Seiten, nach oben und nach unten, und hat überhaupt kein Ende." – Keinen Anfang und kein Ende! – Nein, wir können es uns nicht denken, wie groß die Welt ist – und wie klein die Erde, – – und wie winzig wenig wir selber sind!

Und unsere Zeit und unser Leben –? Ja, kuck mal, – wenn wir achtzig oder neunzig Jahre alt werden, dann ist das vielleicht gerade so lange, wie das Licht von diesem Stern dort oben braucht, um hier auf unsere Erde zu scheinen. – Ein Augenblinken nur. Als wenn beim Herrgott mal die Wimper zuckt, – mehr nicht. So kurz ist unser Leben!

Aber – wie sagt Gorch Fock: „Ob wir lange oder kurz gelebt haben, – das bleibt sich gleich. Der Kreis – unser Lebenskreis – ist immer geschlossen, – es kommt nur darauf an, wie wir diesen Kreis ausgefüllt haben!"

Ja, das ist es! Ausfüllen den Kreis! Bis an den Rand ausfüllen! Mit dem Schönsten und Besten, – mit allem, was wir haben und was wir können!

„Tu ich ja auch", denkt wohl mancher, – „ich tu meine Pflicht, – habe ich immer getan, – und mehr kann ich eben nicht machen!"

Oh, – Kamerad, – wenn du weiter nichts tust als deine Pflicht, dann – bist du ja nicht viel mehr als ein gutes Pferd oder als ein treuer Hofhund oder als eine Maschine. – Damit, daß du deine Pflicht tust – im Beruf, in der Familie, in der Gemeinschaft, – damit fängt ja dein Dienst und dein Streben erst an. – Damit kannst du doch nicht aufhören und – mit dir zufrieden sein! – Du mußt doch über deinen Dienst und über deine Pflicht hinaus – noch etwas mehr, noch etwas Besseres tun! – Du möchtest doch gewiß auch gern irgend etwas schaffen, was einen höheren – und wenn's

geht, auch sogar einen bleibenden — Wert hat. — Du möchtest doch auch gern „eine goldne Spur zurücklassen", wenn du „aus dem Erdenhaus hinaus" mußt!

„Das Ziel des Lebens ist doch mehr als der Sarg!" sagt Gorch Fock.

Ja, der Meinung bist du natürlich auch, aber — du weißt nicht, was — und wo du anfangen sollst. „Fülle deine Stube und deinen Kreis so aus, wie Napoleon seine Reiche", sagt Gorch Fock, — „und du stehst in Augenhöhe mit ihm!"

In Augenhöhe mit Napoleon —! Kamerad! Fang an! — Nicht erst morgen oder übermorgen, — das könnte vielleicht schon zu spät sein! Nein, gleich heute! Jetzt in dieser Stunde! „Auf den Entschluß kommt es an!" —

Zuerst mal: Das Leben frei machen von all seinen Fehlern und schlechten Stellen!

Da — da ist eine Lücke: ein Kamerad wartet seit Wochen auf ein klares, entscheidendes Wort von dir. — Gib es ihm, — gleich heute, — es könnte morgen keinen Wert mehr haben!

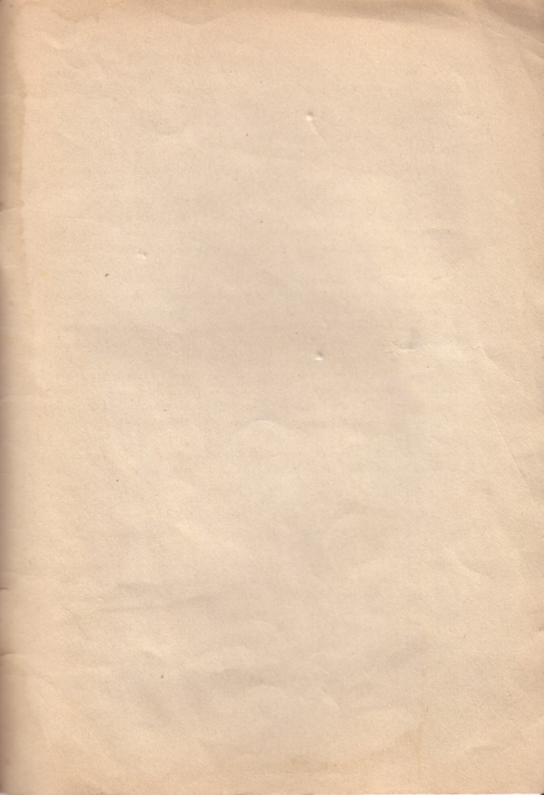
Da — da ist ein Riß: ein häßlicher Streit mit deinem Bruder — um Kleinkram, um nichts, — — gehe zu ihm, — noch heute, — und gib ihm die Hand, — er freut sich — mehr, als du es verdienst hast.

Da — da liegt allerlei Gerümpel: täglicher Ärger und Neid und Mißtrauen und falscher Ehrgeiz, — räum es hinweg, noch heute — trag es auf einen Haufen und stecke es an! Das gibt ein Freudenfeuer — und gibt einen ganz hellen Schein, bei dem du auch das letzte Bißchen noch aufräumen kannst.

Und wenn du alles glatt und schier und sauber hast, und du hast noch ein paar Stunden oder ein paar Tage Zeit — (denk immer an den nächsten Berg und an den nächsten Baum) —, dann — laß dein Leben noch einmal leuchten — so hell wie es nur leuchten will! Fülle deinen Kreis aus — mit Liebe und Licht und mit Freude!

Nicht vor den Leuten, — sondern nur vor dir und deinem Herrgott! —

Dann erst hast du dein Leben vertieft — und hast mehr als deine Pflicht getan — — und kannst froh und frei deine Straße weiterwandern — — bis der Tod leise lächelnd die Hand hebt: „Kamerad! Ich freu' mich über dich. — Wer so ins Ziel hineingeht, der hat immer gesiegt, — auch wenn er nicht der Erste geworden ist!"



Tornisterschriften dürfen nur auf dem Dienstwege nachgefordert werden. Anfragen beim OKW. — unter Umgehung des Dienstweges — sind verboten, Anfragen bei Verlagen oder Druckereien zwecklos.